



Abonnements-  
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-  
handlungen und Postämtern des deutschen Reiches  
entgegen.

Ausgegeben am 27. April.  
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis  
bei allen Buchhandlungen M. 1. — pro Quartal,  
bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal.  
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

## Die Schloßfrau von Scharfenstein.

Roman von G. von Wald.

(Fortsetzung.)

Der Sommer war vorüber, der Herbst war eingezogen, mit aller seiner Farbenpracht. Scharfenstein erschien in einem Kranze buntfärbten Laubes, so bei- nahe noch schöner, als im vollen Grün des Sommers. Frau von Westland war zum Besuche bei ihrer Tochter gewesen, sie hatte hier fast den ganzen August und einen Theil des Septembers verweilt. Mit innerer Bestimmtheit hatte Friederike bemerkt, daß ihre Mutter merklich gealtert war, ihr Wesen hatte etwas Nervöses, oft saß sie, in tiefe Gedanken versunken, grübelnd da, dann überkam sie eine Unruhe, die sie unstät hin und her trieb. Je mehr sich die Blätter färbten, desto mehr nahm diese Erregtheit zu. Es duldete sie nicht länger unter dem gastlichen Dache von Scharfenstein, wo ihr mit so vieler Liebe begegnet wurde, so daß sie eines Tages zu ihrer Tochter sagte: „Die Zugvögel treten ihre Wanderungen in die Heimath an, so glücklich ich mich bei Euch fühle, so zieht es mich doch wieder nach meiner Heimath.“

Friederike legte ihr nichts in den Weg, am nächsten Tage fuhr sie zur Bahnhstation und langte noch an demselben Abend

zu Hause an. Die Wände ihres kleinen Zimmers, die ihr doppel eng erschienen, sahen schwer auf ihrer Brust, Alles war ihr zu niedrig, zu beschränkt, ihre Unruhe steigerte sich zur höchsten Potenz, so daß das ängstliche Dienstmädchen wiederholt fragte, ob sie nicht einen Arzt rufen sollte.

„Also bis zum Herbst, dann bringen wir die Sache in Ordnung,“ hatte der Banker Fahlhand gesagt, immer und immer wieder dröhnten ihr diese Worte in den Ohren, sie hörte sie im Wachen, so gut wie in der Nacht. O! war es ihr, als ob die Gestalt des alten Herrn auf dem Bettende saße und ihr drohenden Blickes diesen furchtbaren Satz in's Ohr raune. Ein Entschluß mußte gefaßt werden; Mitternacht war vorüber, die kalten Tropfen standen ihr auf der glühend heißen Stirn, im Bett war es nicht mehr zu ertragen, sie sprang auf, im weißen Nachtwand saß sie sich an ihrem Schreibtisch nieder und

schrieb. Vorsichtig öffnete sich die Studentthür, ein Klopf sah herein.

„Wer da?“ freischte die Geheimrätthin auf, legte beide



Ludwig Uhland. (Zerst. Zelt. 483.)

Hände über den angefangenen Brief und starre bleichen Angesichts zur Thür. „Was willst Du Mädchen jetzt in der Nacht? Belausche Du Deine Herrin? Fort! Geh in's Bett!“ Das Mädchen zitterte. „Ich hörte Geräusch, ich glaubte es wären Diebe da —!“ „Ha, ha, Diebe!“ lachte die Geheimrätthin. „Was sollten sie bei mir suchen?“ murmelte sie vor sich hin, in einem Zustande, der die richtige Junction ihres Gehirns zweifelhaft erscheinen ließ.

Wie unter dem Banne dieser Augen stand das zitternde Mädchen noch immer in der Thür.

„Geh, mein liebes Kind, begib Dich zur Ruhe,“ fuhr Frau von Wentland plötzlich weich und sanft werdend fort. „Schiebe meine Erregtheit auf den Schrecken, den mir das ungeahnte Nahen bereitete. Ich habe noch wichtige Briefe zu besorgen, ängstige Dich nicht um mich.“ Die Angeredete ließ sich dies nicht zweimal sagen und eilte in ihre Kammer.

Frau von Wentland war aufgestanden und durchmaß das Zimmer, beräubigter vollendete sie den angefangenen Brief an Herrn Zahland, in dem sie ihm mittheilte, daß sie die Erbchaft der Tante noch nicht angetreten habe, weil die Gerichte unerwartete Schwierigkeiten mit der Auszahlung machten, und daß ihr wohl nichts Anderes übrig bleiben werde, als in der nächsten Zeit selbst nach Ungarn zu reisen, um dort persönlich die Angelegenheit zu fördern. Zum Schluß erzählte sie ihm von dem Glücke ihrer Kinder und versprach von Yuda-Weiß sofort das Geld in seine Hände gelangen zu lassen, sobald ihr dies nur möglich sei.

Der Brief lag gesiegelt auf dem Tische, sie schloß ihn ein, suchte ihr Lager an, verbrachte den Rest der Nacht in verhältnißmäßig ruhigen, equidennem Schlummer und trug das Schreiben am nächsten Tage persönlich zur Post.

Frau von Gatersbach war wenig über die jetzt noch nicht erwartete Rückkehr ihrer Mutter erfreut, sie gab sich auch nicht die geringste Mühe, dieses zu verbergen.

„Aber ich bitte Dich, Mama, warum bist Du nicht so lange als möglich in Scharfenstein geblieben? Ich sollte meinen, so viel Annehmlichkeiten, als Deiner hier warten, hättest Du bei Friederike auch gefunden!“

„Ich mußte zurück, die Zeit drängt immer mehr. Zahland will das Geld haben, ich befürchtete dort eine Frage Friederikes, wenn ich Briefe an ihn absandte, oder von ihm empfinde.“

„Das wäre der Augenblick gewesen, diese ganze unangenehme Sache auf die einfachste Art und Weise abzumachen. Wenn Friederike nur einen Funken von Ehrgefühl und kindlicher Liebe in der Brust hat, wenn sie über den glänzenden Verhältnissen, in denen sie sich jetzt, Dank Deiner Güte bewegt, nicht ihre Mutter ganz und gar vergißt, so würde sie ohne Umstände diese Summe gebett haben.“

„Ich konnte mich nicht entschließen, ihr meine Schande zu gestehen.“

„Ich glaube, Mama, Du läßt Dich in Deinen alten Tagen noch hintergehen, sentimental zu werden,“ entgegnete Christiane mit beißendem Spott.

„Nun und jetzt?“ fuhr sie fort. — Frau von Wentland theilte ihr mit, daß sie Ausschub von Zahland erbeten, was jedoch Christiane durchaus nicht billigte, da die Katastrophe dadurch nur verschoben, vielleicht noch verschlimmert werde.

„Dort hättest Du womöglich ein freies, angenehmes Leben,“ sagte sie weiter, „und hier?“

„Fürchte nicht, daß ich Dir zur Last falle, Friederike hat mich mit Mitteln versehen, welche mich wenigstens vor den drückendsten Sorgen säubern!“ Tief gekränkt erhob sich die Geh. in ähyn und wollte das Zimmer verlassen, als Herr von Gatersbach hereintrat. Eine leichte Befangenheit lag auf seinen Zügen, als er seiner Schwiegermutter ansichtig wurde. Mit einiger Zurückhaltung bat er sie, ob sie ihm nicht einen Augenblick auf sein Zimmer folgen wolle, da er mit ihr etwas zu besprechen habe.

„Ich sollte meinen,“ fiel Christiane ein, „was Du mit Mama zu besprechen hast —“

„Es ist mir unangenehm, wenn ich es allein thue,“ schritt der Präsident die Treppe seiner Frau ab und öffnete der Geheimrätthin die Thür zu seinem Zimmer. „Bitte, nehmen Sie Platz, gnädige Frau,“ sagte er, indem er auf einen Sessel deutete.

Frau von Wentland fühlte sich unbehaglich, dieses Gefühl steigerte sich noch, als ihr Schwiegerohn ein Paket bläulicher Papiere aus seinem Schreibtisch nahm, die sich sofort als Rechnungen kennzeichneten.

„In meinem Ertrauen, gnädigste Frau, erhielt ich im Laufe der Zeit von den verschiedenen Möbel- und Schnitt-händlern, welche Waaren zur Ausstattung Christianes lieferten, die Rechnungen über diese Sachen.“

„So?“ sagte die Geheimrätthin langgedehnt, sie bewegte die Finger nervös und war, bei ihr ein äußerst seltener Fall, in Verlegenheit, was sie sagen sollte.

„Es scheint mir ein Irrthum hier vorzuliegen, den Sie, meine gnädigste Frau, wohl am leichtesten aufzuklären im Stande sind.“

„Aberdings — ich —“ stockte die Angeredete. „Verträglichste Verluste, die unerwartet eintreten, machten mir es bis jetzt nicht möglich, meinen Verpflichtungen in dieser Beziehung nachzukommen.“

„Und“ unterbrach der Präsident seine Schwiegermutter, „haben sich Ihre Verhältnisse jetzt gebessert, würden Sie diese Rechnungen jetzt begleichen können?“

Frau von Wentland stieg das Blut zum Gesicht. „Sie fragen sehr bestimmt, sehr indiscret, Herr Schwiegerohn; mir scheint aber, man könnte einer Dame, einer Respects-person gegenüber wohl einen andern Ton finden, seine Meinung auszudrücken!“

Herr von Gatersbach biß sich leicht auf die Lippe, um seine Mundwinkel zu stecken, er sah sich ruhig und fuhr äußerlich ruhig weiter fort:

„Sie umgehen es, mit eine bestimmte Antwort zu geben, ich glaube daraus entnehmen zu dürfen, daß dies nicht der Fall ist, ich werde also heute das Geld an diese Gläubiger abgeben.“

„So?“ entfuhr es wieder den Lippen der Geheimrätthin.

„Ich kann nicht umhin, Ihnen bei dieser Gelegenheit zu sagen, gnädige Frau, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn Sie mir damals, als wir die Anschaffungen besprachen, über diesen Punkt Aufklärung gegeben hätten, ich würde dieselben dann bedeutend reducirt haben, so daß die Kosten dafür meine Verhältnisse nicht überschritten hätten, was jetzt in der That der Fall ist.“

Frau von Wentland wollte etwas erwidern, doch in demselben Augenblicke ließen sich einige Herren der Regierung melden. Der Präsident erhob sich. „Entschuldigende Sie, meine gnädigste Frau, sie sehen aber, der Dienst macht seine Anforderungen an mich geltend.“ Mit diesen Worten verbeugte er sich artig gegen seine Schwiegermutter und öffnete die Thüre, durch welche diese verschwand.

Hochroth im Gesicht, trat ihr Christiane entgegen. „Ich habe Alles gehört; das ist frappant, Mutter.“

„Das finde ich auch!“ rief diese indignirt.

„Ha, ha — das findest Du auch?“ entgegnete Christiane, „Du läßt uns die Möbel, die ganze Ausstattung bezahlen, nein, nun und nimmer gebe ich das zu, mag da kommen, was da will. Wir, die wir jeden Groschen, den wir ausgeben, überlegen müssen, wir sollen unsere eigene Ausstattung bezahlen?“

„Es wird Euch nichts weiter übrig bleiben, mein Kind,“ entgegnete die Geheimrätthin achselzuckend mit hochlächelnder Miene und wandte sich zum Gehen. „Ich kann Dir übrigens sagen, ich weiß es aus sicherer Quelle, daß Gatersbach von seiner ersten Frau ein disponibles Vermögen von 30,000



Thalern erhalten hat. Wenn er es nicht vergeudet hat, so kann Eiere pecuniäre Lage bei einem solchen Gehalte, wie es Dein Gatte bezieht, nicht so wenig günstig sein. — Er hobens Hauptes ruschte Frau von Wentland aus dem Zimmer. Christiane schritt wie eine gereizte Schwin auf und ab, sie koste innerlich und verzehrte sich vor Aerger, daß jetzt gerade die Herren bei ihrem Manne waren, so daß sie ihn nicht sofort zur Rede stellen konnte. Endlich entrieten sich dieselben und aufgeregt trat sie vor ihren Gatten, dessen freundliche Miße ihren Zorn eher entfachte, als besänftigte.

„Was ist Dir, Christiane?“ fragte er gelassen.

Christiane überschüttete ihn behend mit Vorwürfen, daß er die Rechnungen ihrer Mutter bezahlen wolle, wo er ihr jeden Wunsch, jede Freude abschlage, weil keine Mittel dazu da wären; daß er ihr den Besitz eines bedeutenden Vermögens verschwiegen, welches er von seiner verstorbenen Frau ererbt habe.

Herr von Gatersbach ließ sie ruhig ausreden. „Willst Du, daß ich Dir jetzt, wo Du so erregt bist, Antwort gebe?“

„Ja, jetzt, ich will es!“

„Nun, so höre ruhig zu. Deine Mutter ist nicht im Stande, die Rechnungen zu beden für die Sachen, welche im Besitz des Präsidenten von Gatersbach sind. Bezahlt müssen sie werden, ich bin es der Ehre Deiner Mama, meiner eigenen schuldig, denn Du kannst unmöglich wünschen, daß wir uns hinter ihre Mittellosigkeit verdecken, um Das zu genießen, was sie für uns angeschafft hat. Was die Freuden anbelangt, die ich Dir abschlage, die Entbehrungen, die ich Dir auferlege, so ist der Sachverhalt ein anderer. Was unsere Mittel gefaltten, das gewähre ich gern und das ist gerade so viel, wie es für die Gesundheit und die Freudigkeit des Gemüthes genug ist. Es sind der Ausgaben, die die Repräsentation, der Haushalt verlangen so viele, die Toilette einer Dame ist so kostspielig.“

„Meine Toilette!“ rief Christiane, „meine ärmliche Toilette! Ich schäme mich als Präsidentin, als Dame an der Spitze der Gesellschaft, den anderen Frauen gegenüber, so einfach gehe ich einher! Sieh Dir z. B. Frau von Schliemann an —“

„Frau von Schliemann ist eine reiche Dame —“

„Ja, eine reiche Krämerstöchter, eine sich überhebende Person, die vor Hochmuth nicht weicht, wie sie sich gegen mich benehmen soll. Du läßt dies durchgehen, Du, als Präsident der Regierung, hast keine Mittel sie zurückzuweisen, sie durch ihren Mann —“

„Christiane!“ rief Herr von Gatersbach erregter, „ich beklammere mich nicht um diese Damengeschichten, die den Kaffeegesellschaften und dem Hien klatschflüchtiger Personen entstammen! Uebrigens ist Herr von Schliemann ein ausgezeichneteter Beamter, das ist mir die Hauptache!“

„Du siehst in diesen Schliemann wie in einen goldenen Reich, und er ist es, der Dich bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen sucht, der Deinen und meinen Namen stets im Munde führt und die übrigen Herren gegen Dich, gegen mich aufhebt.“

„Schweig!“ rief der Präsident, „und setze meine Geduld nicht auf eine zu harte Probe!“

„So, so! Das ist eine Helbenthat, eine arme wehrlose Frau anzudonnern, gegen sie die wichtige Stimme des Präsidenten hören zu lassen. Du solltest einschreiten wo es nötig ist, Du solltest wissen, daß die Herren hinter Deinen Rücken ganz andere Gesinnungen zu Tage fördern, als Du es ahnst. Bei den letzten Wahlen hat es sich gezeigt. Alle, Alle wissen es, nur Dir, dem hohen Ober ist es natürlich entgangen. Schliemann ist der Schlimmsten Einer!“

Die Frau, die alle Fassung verloren hatte, sank erschöpft in einen Sessel; müde sah sie ihr Gatte an.

„Und das Vermögen! Dreißigtausend Thaler hast Du mir verschwiegen!“

„Es sind nicht 30, es sind nur 10 — und die gehören meinen Kindern und werden ihnen bleiben, denn sonst wären wohl, bei Deiner Sucht zum Luxus, ihre Ausflüchten für die Zukunft höchst traurig!“

Kerzengedächte schloß Christiane in die Höhe — sie war keines Wortes mächtig, die Finger hogen sich zusammen.

„Ich werde —“ sie konnte nicht weiter sprechen.

„Thue, was Du willst!“ entgegnete er ruhig und verließ das Zimmer, um sich zur Sitzung zu begeben. Auf dem Corridor schlüpfte eine kleine zierliche Figur an ihm vorüber, die sich sechsen bei der Frau Präsidentin melden ließ. Er erkannte in ihr die Frau des verstorbenen Mittergutsbestehers von Deggenfeld, die mit den Damen des hier garnisonirenden Regiments und der Regierung in lebhaften gesellschaftlichen Beziehungen stand. Mit leichtem Grusse gegen diese ihm wenig sympathische Person entfernte er sich.

Der Diner führte Frau von Deggenfeld in den Salon, einige Minuten darauf erschien Frau von Gatersbach, der auch der feinste Beobachter nicht angesehen haben würde, welche Stürme noch vor wenigen Augenblicken ihr Gemüth erregten.

„Wie lieb, daß Sie kommen, gnädige Frau, sich nach mir zu erkundigen. — Friedrich, den Kaffee!“

„Ich danke, ich danke, gnädige Frau, ich habe eben erst bei der Frau von Kömme Kaffee getrunken!“ rief Frau von Deggenfeld.

Eine Unterhaltung war sofort im Gange, war doch die Fremde stets glückliche Besucherin von tausend Neugierkeiten, war sie doch vom Himmel mit ausreichender Zungenfertigkeit bedacht! Sie hörte hier, hörte dort, verkehrte in allen Kreisen der Gesellschaft, obgleich sie bei den Offiziere sich über die Beamten, bei diesen über die Offiziere moquirte.

An der passenden Stelle, unter dem Siegel der Verschwiegenheit ließ sie überall ein Wörtchen fallen, von dem sie wußte, daß es auf fruchtbaren Boden fiel, flüsterte bald zu Dieser, bald zu Jener, trug geschickt aus einem Hause in das andere und fand, obgleich ihr eigentlich Niemand traute, obgleich sie Jedes eine ausgemachte Klatsche nannte, nur allzu willige Zuhörer, die flugs die Neugierkeiten weiter colportirten.

Auch heute war Frau von Deggenfeld gefüllt mit interessanten Geschichten; man hatte beim Major Koefer, dessen Gattin auch nicht zu den besondern Freundinnen der Präsidentin zählte, am nächsten Donnerstag ein Diner in Aussicht genommen, wozu natürlich der Präsident nebst Gemahlin auch geladen werden sollten. „Ich vermthe daß Sie leider verhindert sein werden, gnädige Frau, ich glaube gehört zu haben, daß an diesem Tage Ihr Herr Gemahl wie alljährlich seine Dienstreise antritt.“

„Ein lauernder Blick aus ihren klugen Augen, ein Lächeln ließ Frau von Gatersbach ahnen, daß der Major Koefer gerade diesen Tag wählte, damit er seiner gesellschaftlichen Pflicht gegen den Präsidenten genügt habe, ohne daß es diesem möglich würde, der Einladung zu folgen.“

„Man nennt dies auf den Armel einladen!“ rief Christiane lachend; „nun, eben Jeder nach seinem Geschmack.“ So gleichgiltig sie dies sagte, so sehr ärgerte sie sich darüber.

„Nun, wie geht es denn Ihren lieben Kinderchen?“ fragte Frau von Deggenfeld weiter.

„Ich danke,“ erwiderte Frau von Gatersbach, „es geht ihnen sehr gut!“

„Sie sind noch bei Ihrer Frau Schwägerin, gnädige Frau?“

„Meine Schwägerin liebt sie so schwärmerisch, besonders da ihre Ehe kinderlos ist, daß sie sich noch immer nicht entschließen kann, uns unser Eigenthum zurück zu geben!“

„So — so, ja natürlich.“ Frau von Deggenfeld stockte ein wenig. „Ich dachte mir es wohl!“

„Man wird den Wunsch meiner Schwägerin sehr begreiflich finden!“

„D ja — aber —“

„Nun, es scheint danach hier und da anders gerichtet zu werden!“

„Mein Gott, Sie wissen, gnädige Frau —“

„D, ich kann mir denken“ — rief Christiane in innerer Erregung — „ich bin in den Augen der Welt die böse Stiefmutter aus dem Märchen, die die Kinder ihres Gatten nicht aufnehmen will!“

„Sie fassen die Sache zu tragisch auf, aber ich hörte gestern bei —“

„Nun, sprechen Sie sich aus — wo hörten Sie?“

„Nur keine Namen, gnädige Frau!“

„Wir brauchen sie auch gar nicht zu nennen, ich weiß den Namen doch!“

„Das glaube ich selbst!“

„Nun genug, Sie waren gestern Abend in der höchst interessanten Abendgesellschaft beim Regierungsrath von Schliemann, wo man in Auster und Champagner schwelgte, und da wurde das allbeliebte Thema, die Frau Präsidentin, die armen Stiefmutter und der besagtenwerthe Vater nach allen Seiten durchgenommen, Alle stimmten mit Wonne ein, besonders aber die lebenswichtige Frau Wirthin, der alle Herren zu Füßen lagen, weil sie sie alle besargerte — nämlich mit Auster und Champagner. Hahaha!“

Frau von Deggenfeld strahlte, sie stimmte mit ein in das Lachen, denn sie liebte Frau von Schliemann ebenso wenig wie Frau von Gatersbach, die sich in ihrer heutigen Stimmung unwillkürlich hatte verleiten lassen, aus der Reserve, die sie sonst stets zu bewahren wußte herauszutreten.

Frau von Deggenfeld wußte nun ganz sicher, daß Frau von Schliemann in Allerhöchster Ungnade stand, selbstredend war es jetzt Gemeingut, alle Damen erfuhren es; nur denen gegenüber, gegen welche sich der Zorn der Präsidentin richtete, benahmte man ängstliches Schweigen.

Die kleine Frau vor heute äußerst amüsan, sie kannte die interessantesten kleinen Geschichten über alle möglichen Persönlichkeiten, besonders über die jungen Referendare, so daß Christiane beim Abschied nicht die Unwahrheit sprach, als sie versicherte, daß sie sich sehr gut unterhalten habe.

Die Salons der Frau von Schliemann waren in letzter Zeit auffallend wenig besucht, im Anfang glaubte sie, es sei Zufall, nach und nach aber fühlte sie doch eine gewisse Abfälligkeit heraus. Sie theilte es ihrem Manne mit, doch der schien wenig aufgelegt zu sein, die Klagen seiner Gattin mit anzuhören, er hatte am Morgen Unannehmlichkeiten mit dem Präsidenten bei der Sitzung gehabt, was noch nie der Fall gewesen war; der sonst so ruhige, zugängliche Mann war mit einer gewissen Heftigkeit der Ansicht des Regierungsrathes entgegen getreten.

### Siebzehntes Capitel.

Frau von Wentland hatte sich auffallend erholt, sie schien um Jahre jünger, ihre Bekannten konnten ihr nicht genug Artigkeiten über ihr gutes Aussehen sagen.

Diese vortheilhafte Veränderung ihres Aeußeren ging mit der Ruhe, die über ihr Inneres gekommen war, Hand in Hand und hatte ihren Grund in einem Briefe des Herrn Fahland, der vor einiger Zeit in ihre Hände gelangt war. Er hielt die Gründe der Baronin, aus welchen sie die versprochene Zahlung jetzt noch nicht leisten konnte, für stichhaltig und versprach sich so lange zu gedulden, bis sich die ungarische Erbschaftsangelegenheit zu ihrer Zufriedenheit erledigt habe. Die Geheimrätin fühlte sich jetzt nach ihrer Art glücklich, dachte sie doch nur an die nächste Zukunft, war sie doch im Stande, Dank den reichlichen Unterthügungen Friederikens, ein wenn auch bescheidenes, doch immerhin auskömmliches Leben zu führen. Das Benehmen Christianes allein machte

ihr Kummer, sie hatte wenig Zutritt im Hause Gatersbach; obgleich ihr Schwiegerohn nie vergaß, sie mit freundlichen Einladungen zu bedenken, so besahm sich doch Christiane äußerst kühl und reservirt gegen sie.

Das Verhältnis zwischen dem Präsidenten und seiner Gattin gestaltete sich von Tag zu Tage weniger erfreulich, der sonst so rüstige Mann war auffallend gealtert, der Unfriede, der in seinem Hause, in den geselligen Kreisen des Regierungspersonals herrschte, machte ihm ernstlichen Kummer. Mit klarem Blicke erkannte er als alleinigen Grund desselben das unvertretliche, herrschsüchtige Gemüth Christianes. Seine Kinder waren noch nicht wieder bei ihm, er empfand eine unausgesprochene Scheu, dieselben in sein Haus zu führen, wenigstens wollte er abwarten, bis seine Gattin die Initiative ergriff und ihn selbst bat, sie ihr nunmehr zu übergeben. Die alten Freunde blieben seinem Tische fern, nur wenige hatten sich der Gunst Christianes zu erfreuen; an die Stelle der gemüthlichen Abende waren große Dinners und steife Cercles getreten; harmlos und ungeladen, wie sonst, verkehrte Niemand mehr. Nur ein Bekannter hatte sich der Gunst der Präsidentin zu erfreuen, dieser Eine war der Rechtsanwalt Berger, anscheinend beiden Gatten gleich willkommen. Den Rechtsanwalt zog das fremdliche Weien des Hausherrn freilich mehr hierher, als die Gesellschaft seiner Gattin, die, obgleich sie ihm mit ausgezeichneter Liebenswürdigkeit begegnete, seine Sympathien doch nicht zu gewinnen vermochte. Doch nicht der Präsident allein war der Magnet, welcher auf Berger seine Anziehungskraft ausübte, hauptsächlich waren es vielmehr die Nachrichten, die er naturgemäß hier geprüchweise aus Scharfenstein empfangt. Sie lauteten günstig, und das that seinen weitemüthigen Herzen wohl.

„Friederiks günstiger Einfluß auf meinen Schwager Feldern ist unverkennbar, er soll ein ganz leidlicher Landwirth, und was noch mehr werth ist, ein recht solider Ehemann geworden sein!“ erzählte der Präsident. Bern hätte Berger etwas Näheres über das Zusammenleben der Beiden erfahren, doch fühlte er sich nicht berufen, danach zu fragen, er mußte sich damit begnügen, was ihm trockenweise zufiel, doch auch dies gab ihm eine gewisse Beruhigung.

Heute Abend saß Berger mit Frau von Gatersbach allein in dem kleinen Salon, dem die bequemen Möbel mit den Ueberzügen von geblühtem Damast etwas sehr Behagliches gaben. Der Präsident befand sich noch im Casino, wo er ab und zu eine Partie Whist zu spielen pflegte. Christiane hatte mit ihrem Gast die geselligen Verhältnisse besprochen, die ihr durchaus unympathisch waren. Anschließend hieran gab sie sich der Hoffnung hin, daß ihrem Manne bald ein größerer Wirkungskreis in einer Großstadt angewiesen werden würde, wo sie allen geblühnen Klatschereien und kleinstädtischem Gerede überhoben sein werde. Sie fragte ihn, ob er für immer hier zu bleiben gedente, wo Geist und Kunstsinu so wenig Befriedigung fanden.

„Das Herz findet sie aber hier!“ entgegnete Berger. Christiane sah ihn überauscht an. Der Rechtsanwalt lächelte über diesen fragenden Blick und sagte, daß er sicher so lange sein jetziges Amt behalten wolle, bis dereinst seine alten Eltern die Augen schließen würden.

„Ihre Eltern?“ fragte Christiane erstaunt. „Wohnen sie hier. Ich habe noch nie von ihnen gehört. In solcher kleinen Stadt begegnet man sich doch in so langer Zeit wohl einmal in der Gesellschaft!“

„Das letztere wäre auch nicht gut möglich, denn mein Vater ist der Schuhmacherehrliche Friedrich Berger!“

„Was?“ entzuckerte es Christiane, die unwillkürlich sich etwas zurückbeugte, als wenn sie nicht mit dem Sohne des Schusters in Verbindung kommen wollte, doch sagte sie sich schnell und gedankenlos sagte sie: „Ei, das ist ja höchst interessant — höchst interessant!“ Berger entgang die Verlegenheit nicht, in welcher sich seine Wirthin befand, doch



entlockte sie ihm nur ein leichtes, fast bebauerliches Lächeln. „Dann ist die alte Frau Berger, die uns oft die Schube bringt, ihre Mutter?“ fuhr Frau von Watersbach fort. „Allerdings, gnädige Frau!“

„Sie war vor nicht langer Zeit bei uns, und hatte ein allerliebstes kleines Mädchen an der Hand. Wer ist die Kleine?“

„Meine Wobsttochter, gnädige Frau!“  
„Ihre —? Ah, das ist ja fetsam!“

„Das ist es allerdings!“ entgegnete Berger, ohne aber weitere Aufklärungen über sein Verhältniß zu dem Kinde zu geben. Christiane war tactvoll genug, nicht weiter danach zu forschen, sondern nur im Geheimen den weitgehendsten Vermuthungen Spielraum zu geben. Sie nahm sich vor, bei Gelegenheit die alte Frau Berger danach zu fragen. Es konnte ja unmöglich schwer sein, einer alten schwaghaften Frau ein Geheimniß abzulocken.

(Fortsetzung folgt.)

## Zum Geburtstage Ludwig Uhlands.

(26. April 1787.)

(Mit Portrait und Illustration.)



Unter allen Dichtern auf lyrischem und lyrisch-epischem Gebiete, welche aus der großen Bewegung der Freiheitskriege hervorgingen und dem Vaterlande ihre schönsten Beizen mitbrachten, stehen nach dem älteren C. M. Werndt Ludwig Uhland, Friedrich Rückert und Hoffmann von Fallersleben obenan. Als Dichter von Balladen, Romanzen und lyrischen Epen ist Uhland der Hervorragendste, Innerste. In allen guten deutschen Schul-Lesebüchern lesen seine schönsten Meisterstücke: Des Sängers Rith, Betran de Born, Das Glück von Ebenall, Sängersliebe, Graf Eberhard der Kaufsebat, Der Schenk von Limburg u. c., und damit ist die Gewißheit gegeben, daß der Meister selbst nicht vergessen und überwacht wird von dem poetischen Strauchwerk der späteren Zeiten: denn was in die Herzen der Jugend gesät wird, das bleibt lebendig und frischgrün in den Herzen der Alten. Es giebt im menschlichen Leben Stimmungen, welche und weit lieber greifen lassen zu den Liebesliedern unserer Lieblingsdichter, als zu den tiefgelehrten Werken unserer Philosophen. Wir schöpfen aus ihnen Freude und Trost und stärken uns durch ihren heiligen Geist zu neuem Handeln oder Erdulden.

Die deutsche Natur, oder sagen wir lieber: das deutsche Herz ist so beschaffen, daß nichts im Stande sein wird, Ludwig Uhland daraus zu verdrängen. Nicht allein aus Wirtau ist er sich, sondern auch zu unserer eigenen Befriedigung und Erhebung gedient wie der deutschen Lieblingsdichter bei besonderen Veranlassungen, wie z. B. die Geburtstage solche darbieten.

Ludwig Uhland war am 26. April 1787 in Tübingen geboren, wo sein Vater als Director der alten Hochschule wirkte. Der junge Uhland studirte an dieser Hochschule 1805—8 die Rechte. Er wurde Advocat und erhielt im Jahre 1810 die juristische Doctorwürde.

Bald darauf unternahm er eine Reise nach Paris, um in den dortigen Bibliotheken die Handschriften altfranzösischer und alldäuischer Dichtungen zu studiren. Er saßte in Paris den Plan zu einem Werke, welches aus diesen Studien hervorgehen sollte, kam jedoch nicht zur Veröfentlichung. Nach seiner Heimkehr 1811 arbeitete er als Advocat, erst in Tübingen, dann 1812 in Stuttgart. Er war darauf auch eine Zeitlang im württembergischen Justizministerium beschäftigt.

Die Zeit der Erhebung des deutschen Volkes zur Selbstbefreiung ergriß auch ihn, doch betätigte er sich an derselben nur dichterisch. Da Württemberg damals als Rheinbündistaat mit dem französischen Imperator durch die und Dünm ging — unter anderem wüthen die Schlefier ein Lied von dem Franzosenhum der württembergischen Truppen zu singen — so wurde ihm patriotisch auch Uhland, trotz seiner deutschen Gesinnung, durch diese politische Constellation zum Eingreifen mit gewaffneter Hand abgehalten. Aber von 1815 an betheiligte er sich direct an den politischen Geschäften seines engeren Vaterlandes. König Friedrich I. von Württemberg hatte den Württembergern, von der öffentlichen Meinung gedrängt, eine neue Verfassung erteilt, die das Volk nicht befriedigte, und es erhob sich alsbald in der Ständeversammlung heftige Streitigkeiten gegen die Regierung. Damals entstanden viele der glänzendsten vaterländischen Gedichte Uhlands, die ihm einen bedeutenden Ruf verschafften, ihn aber auch bei der Regierung mißliebig machten. Er wurde 1819 von Tübingen in die Ständeversammlung gewählt und Mitglied des händischen Ausschusses. Seit 1826 vertrat er in gleicher Eigenschaft die Hauptstadt Stuttgart. Er war von Anfang bis zum Ende eines der entschiedensten und tactvollsten Mitglieder der Opposition und hatte manchen schweren Strauß mit den Anhängern der Regierung, sowie mit dieser selbst zu bestehen, in-

dem er das Recht der unmittelbaren Betheiligung des Volkes an der Gesetzgebung streng verfocht.

Nachdem er die historischen und literarischen Studien mit Eifer fortgesetzt hatte, konnte er von 1830 an eine Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Tübingen bekleiden. Im Jahre 1832 abermals zum Volksvertreter gewählt, erhielt er Seitens der Regierung nicht den zu seinem Eintritt in die Ständeversammlung erforderlichen Urlaub; er forsbete daher seinen Abschied und erhielt denselben 1833. Mehrere Jahre betheiligte er sich von da an mit aller Entschiedenheit an den Parteikämpfen; da er jedoch endlich einfaß, daß alle Bemühungen, seinen politischen Standpunkt zu dem herrschenden zu machen, nutzlos seien, nahm er von 1839 an seine Wahl als Abgeordneter mehr an, sondern lebte in Tübingen als Privatmann vom Ertrage seiner wissenschaftlichen Studien und Dichtungen.

Erst das Jahr 1848 löste den Bann, unter dem auch er stand; er sprach in einer Adresse an den Ständeauschuß die Forderungen des Volkes aus. Das liberale Ministerium, in welchem sein Freund Karl Fißler saß, sandte ihn als Vertrauensmann nach Frankfurt und die Stadt Rottenburg wählte ihn zum Abgeordneten in's Parlament. Er war ein thätiges Mitglied der Linken und verbarnte als solcher auch noch in dem sogenannten Stuttgarter Rumpfparlament bis zu dessen gewaltsamer Auflösung.

Nunmehr legte er nach Tübingen in das Privatleben zurück, arbeitete fortan nur als Gelehrter und Dichter und starb am 13. November 1862.

Ludwig Uhland dichtete in seinen ersten Jahren in der Weise der Romantiker, läßt sich aber bald von derselben los und stellte sich auf die volkstümliche Basis der neuen Zeit. Die Stoffe zu seinen schönsten Liedern entnahm er der Natur, der Liebe und der geistigen Erhebung des Vaterlandes. Seine Hochschüler waren voll Freiheit und Innigkeit. Mit Recht gilt er als einer der bedeutendsten politischen Dichter der dortigen Nation. Am vollendetsten ist er aber als Balladen- und Romanzendichter. Darin ist er ganz volkstümlich und alle seine Dichtungen sind in der Form künstlerisch vollendet.

Im Jahre 1813 gab er mit seinem Landsmann Julius Kerner und Fr. de La Motte Fouquet den „Deutschen Dichteralbum“ heraus. Seine Gedichte erschienen zuerst 1815 in Stuttgart und Tübingen, sie wurden, durch neue Hinzugaben vermehrt, nachmals oft aufgelagt, zuletzt 1875 in 60. Auflage. Vaterländische Gedichte erschienen von ihm 1817; im Jahre 1818 das Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben“, 1819 das Schauspiel „Ludwig der Bayer“ (diese beiden Stücke noch einmal zusammen in Weideneck 1846). Später, 1863, in Stuttgart, Uhlands Gedichte und Dramen“, Volksausgabe. Eine sehr gründliche Schrift über Walther von der Vogelweide gab er in Tübingen 1821 heraus; „Sagenforschungen“ in Stuttgart 1836; „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abbildungen und Anmerkungen“ ebendasselbst 1844—45.

Nach seinem Tode, 1865—72, erschienen „Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ in 8 Bänden zu Stuttgart; „Die Lobten von Lufina, ein Beitrag zur sächsichen Sagenkunde“ zu Wien 1864.

Ludwig Uhlands Leben ist vielfach beschrieben worden, unter Anderem von Fr. Motter in Stuttgart; „Ludwig Uhland, sein Leben und seine Dichtung“, Stuttgart 1892; von Karl Wauer: „Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“, Stuttgart 1867. Uhlands Leben, aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Wittwe“, Stuttgart 1874.

## Die Merkmale einer guten Anfangs-Schule.

Von einer deutschen Frau.



Ich unglückliche junge Mütter haben die Frage aufgeworfen: Welche Schule sollen wir für unser Söhnchen oder unser Töchterchen wählen? Ich will versuchen, mitzutheilen, was ich durch Erfahrung und Nachdenken darüber sagen kann. Schon lange bevor das ältste Kind schulpflichtig wird von Eltern, Verwandten und Freunden darüber hin und her geredet, in welche Schule der Liebste wohl zu schicken sei. Gewöhnlich gehen dann äußerliche, meistens Nüchternheits- und Bescheidenheitsrücksichten den Ausschlag. Diese oder jene besessene Familie hat Kinder dort, die ganz gut vorwärts kommen, Fröhlichens Spielgefährte wird auch seine ersten Studien daselbst machen, der Weg ist nicht weit, die betreffende Schule ist auch gerade in der Mode und die Mode macht man gern mit. Gar häufig wird von den Eltern überhaupt auch nicht viel Werth auf den ersten Unterricht gelegt, besonders bei Knaben, die ja doch bald auf höhere Anstalten übergehen. Sie bedenken eben nicht, daß gerade während der ersten Schuljahre das Kind zu einem guten Schüler herangebildet, oder daselbst für die ganze Schulpflicht verdorben wird zu seiner eigenen und anderer Menschen Qual. Eine Mutter, die sich der hohen Bedeutung und der Verantwortung dieser Aufgabe bewußt ist, sollte anders zu Werke gehen. Der Vater überläßt meistens in diesen Jahren die Erziehung noch fast gänzlich der Mutter, und diese muß in einer so wichtigen Sache sich nicht blindlings dem Urtheile Anderer unterwerfen, sondern eine Einsicht, wovon sich recht genaue Prüfung ihrem Handeln vorhalten lassen. „Aber“, wird man mir erwidern, „das wird recht schwer halten. Wie können wohl diejenigen, die noch keinen Einblick in die Schule gehabt haben, beurtheilen, ob dieselbe gut und einer andern vorzuziehen sei?“ Ganz so unmöglich, wie man sich das im ersten Augenblick vorstellt, ist es bei näherer Beleuchtung nur doch nicht. Es giebt einige ganz untrügliche äußere Merkmale, an denen auch der Fernersehende den Werth einer Schule erkennen kann. Da ist zuerst das Schulgebäude. Jede Mutter weiß, wie wichtig es ist, daß Kinder stets reine, frische Luft einathmen, der Hausarzt hat sie so oft darauf aufmerksam gemacht. Wie jetzt haben die Kleinen auch die meiste Zeit des Tages im Freien zugebracht und im Abtrigen in geräumigen, gut gereinigten und gelüfteten Zimmern gesielt. Nun müssen sie auf einmal zu 20, vielleicht sogar 40 bis 50 Kindern mehrere Stunden hintereinander in demselben Raum zubringen. Wie werthvoll da ein großes, helles Schulzimmer ist, liegt auf der Hand. Sehr häufig kann man schon von Außen auf das Innere eines Gebäudes schließen. Die Zahl und die Form der Fenster zeigen uns, ob genügend Licht vorhanden. Die Schuppvorrichtungen gegen etwa blendende Sonnenstrahlen dürfen das Zimmer nicht zugleich verunkeln. Ein- und Ausgänge müssen je nach der Schülersahl genügend vorhanden, weit und leicht, wovon sich kein Lüften zu öffnen sein. Breite Treppen mit bequemen Stufen werden manchem Festtritt vorbeugen. Ein lustiger Garten oder Hof, bei schlechtem Wetter ein Turm- oder Spielfeld muß die Kinder während der Pausen aufnehmen können. Wie die Garderoben beschaffen, die Heizung gehandhabt, die künstliche Beleuchtung eingerichtet ist, nicht zum Vergleichen, wie es mit der Reinlichkeit bestellt ist, kann man leicht, theils durch Nachfragen, theils aus eigener Anschauung, ohne die betreffenden Vorländer zu beklagen, erfahren.

Zweitens wird ein mit Interesse Beobachtender an den Schülern selbst manchen Zug wahrnehmen, der ihn auf den Werth einer Schule, besonders für die ersten Jahre, aufmerksam macht. Wo man vedne ich dazu die Lust, mit welcher die Kinder in die Schule gehen, wie froh ist oft die Freude auf den ersten Schultage und wie bald verwandelt sich dieselbe in hitres Leid für die kleinen Vorneen. Es giebt nur zwar immer Kinder, in denen der Trieb zum Lernen so heftig ist, daß ihnen die Schule unter allen Umständen eine Stätte der Beschreigung wird; die weitaus größte Mehrzahl der Kinder lernt aber nur, wenn sie muß. Daß dieser Awanig nicht allzu fühlbar, daß sich sogar träge Kinder zu erster Arbeit ebenso fröhlich vernehmen wie sonst zum Spiel, das ist ein Merkmal der guten Schule. Wie häufig wird den Kindern schon in den ersten Tagen durch strenges, gar zu ernstes Wesen der Lehrenden, durch Schelten und Strafen Furcht vor der Schule eingejagt; wo aber zuerst die Furcht wohnt, wird selten die Liebe einziehen und ohne Liebe ist eine gegenwärtige Einwirkung auf eine Kindesseele fast unmöglich. Ich bin weit davon entfernt, den Kindern den Ernst des Lebens lange verbergen zu wollen, im Gegentheil, je schneller sie sich daran gewöhnen, desto zufriedener werden sie sich fühlen und manchen Heineren Verdruß auch ohne Thränen überwinden. Aber allmählig daran gewöhnen soll man sie, nicht ihnen denselben plötzlich nahe führen. Da meist ja schon aus eigener Erfahrung, daß die erste Erziehung hauptsächlich auf Annehmung beruhet, und die Schule muß sich eng an das Haus anschließen. Sit der Eintritt vom Hause zur Schule zu breit, so wird derselbe immer etwas Gewaltsames haben, es bleibt eine Wunde, die schwer auszuheilen ist. Deshalb müßten im ersten Schuljahre die Strafen fast gänzlich wegfallen. Der Schanden,

den bezweifle selbst Geißel oder herabgefallene Wästen verursachen, müßte schlicht werden, wie die Mutter zu Hause der Brüste einen abgeriebenen Arm wieder ansetzt oder den Abgelippten festleimt. Es darf darum aber nicht das Geringste übersehen werden. Eine feste, sorgfältige Aufsicht ist durchaus nötig. Daher müßte die untere Klasse, wenn dieselbe 30—40 Schüler zählt, außer dem Lehrer mindestens 2 Gehilfen haben, denn 10 kleine Kinder genügend zu beaufsichtigen, ist schon eine schwere Aufgabe für eine Person. Der Lehrer unterrichtet und die Gehilfen unterliegen ihm in der Ausführung des Befehls. Befindet sich jedes einzelne Kind jederzeit unter dem Blick eines oder mehrer Rathenden, so werden viele kleine Mißgriffe und Fehlritte unterbleiben, das Kind wird gar keine Gelegenheit zu Unthaten haben.

Du hast doch gewiß schon beobachtet, wie wunderbar artig Deine Kleinen sind, wenn Du selbst Dich mit ihnen beschäftigt oder ihre Seele leichst. Fehler werden ebenfalls groß gezogen wie Tugenden. Ersteren muß von Anfang an die Lebenskraft abgegrünnet werden; das kann aber der Erzieher nur, wenn er jede Gelegenheit, wo das Hervortreten einer schlechten Eigenschaft in der Anlage des Kindes befristet werden muß, zu vermeiden sucht. Lebung macht den Meister, sowohl im Schlechten wie im Guten, und es ist leichter, ein Lethel im Keim zu erlösen, als es später zu heilen. Durch feste Wiederholung, durch häufiges Loben, durch gutes Beispiel, durch Anregung des Ehrgehrisses wird sich auch ein schwerfälliges Kind endlich an Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnung und Fleiß und vor Allem an ein gestittes Betragen gewöhnen. Wo die kleinen Schulkinder in diesem Sinne geleitet werden, kommen Strafen nicht vor, und das bürgerliche Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern wird unendlich mehr wirken, als alle Schultafeln zusammen. Wenn Du Dich also überzeugen kannst, daß auch weniger begabte, wilde und was man so gewöhnlich unartige Kinder nemt, gar in die Schule gehen, so laß Dir das ein Zeichen für den Werth einer Schule sein. Ich habe oft beobachtet, daß reich beanlagte, leicht lernende Kinder mit innerem Widerstreben ihren taglichen Schultage nachten.

Voraus fernstehende in Bezug auf Beurtheilung einer Schule gewöhnlich das Hauptmerkmal legen, das sind die erreichten Erfolge derselben. Gelung legen, mit einer gewissen Gewandtheit schreiben, sicher rechnen können im Zahlenraum von 1—100 verlangt man jetzt als Resultat des ersten Schuljahres, und je vollendeter dasselbe erreicht wird, desto mehr Ehre legt die Schule ein. Ich möchte aber sagen, nur die Art und Weise, auf welche dieses Ziel erreicht wird, giebt uns einen sicheren Maßstab für Das, was eine Schule leistet. Je mehr die spezielle Arbeit der Schule auf diese beschränkt bleibt, je weniger das Haus zur Mühsale herangezogen wird, desto besser erfüllt sie ihre Aufgabe. Frage nur in Deinem Bekanntenkreise. Du wirst erfahren, wie viele Mütter mit ihren Kindern wieder lernen müssen. Das zum Verständnis nötig, wird diesen in der Schule wohl beigebracht, aber die Lebung, die doch hier die Hauptsache, wird mit wenigen Ausnahmen vom Hause verlangt. Eine Anzahl Wörter oder ein Lesestück wird durchgenommen, in der Klasse mehrere Male gelesen und dann alle häusliche Arbeit zum Leben aufgegeben. Es ist die entsetzliche schwerste Aufgabe beim Lesenlernen, weil sie die größte Geduld und die meiste Zeit in Anspruch nimmt, und die wird dem Hause zugemutet. Kann das Kind am nächsten Tage sein Stück nicht lesen, so wird es bestraft, es muß nachhaken, und was selbst Kinder hat, weiß, wie empfindlich, wie demüthigend gerade in der ersten Zeit diese Strafe wirkt. Dabei leidet das Kind innerlich; allein kann es nicht über, die Mutter hat in den meisten Fällen vollauf zu thun mit der Erfüllung ihrer häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten und kann bei dem besten Willen manchmal nicht eine Stunde erübrigen, wo sie ungeführt mit einem Kinde über könnte, und wie oft sind es mehrere, die Ansprüche an sie haben. Eine Schule, die eine möglichst vollkommene Erfüllung ihrer Aufgabe erstrebt, sollte keine häusliche Arbeit nötig haben, wenigstens nicht in den ersten Jahren. Daß dies sehr gut ausführbar, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Eins unserer Kinder hat ohne jegliche Hilfe meinerseits am Ende des ersten Schuljahres getaufig gelesen, schon feingedruckt, deutliche und lateinische Schrift in ihm ganz fremden Büchern, genaunt geschrieben, nicht nur mit Griffel und Bleistift, sondern sogar mit Feder und Tinte, und im Zahlenraum von 1—100 gründlich geübt, ja zusammengefaßt, abgezogen und verortet von 1—1000. Außerdem hat es biblische Geschichten, Anschauungsunterricht und Eingebungen, nützlich im Ganzen 20—25 Schulfunden, in welchen ungefähr 50 Wüthscher dasselbe erreicht haben.

Wenn man also in Erfahrung bringen kann, daß Kinder, nicht nur begabte, gute Fortschritte machen ohne häusliche Arbeit, daß alle fröhlichen Versene zum Lernen eilen und daß auch auf die leibliche Wohlthat die größte Aufmerksamkeit verwendet wird, dann darf man sicher sein, daß die Schule an den Kindern voll und ganz ihre Pflicht erfüllt.

H. Ulrich.



Frühlings-Feier.

Frühlingserwachen.

Woher dies unruhvolle Schwanken,  
Der Seele schmerzlich-süßer Drang?  
Woher die Sehnsucht der Gedanken,  
Dum stillen Träumen dieser Gang?

Sald möcht' ich weinen und bald lachen,  
Des Leides vergaß ich, das mich traf;  
Mir ist, als sollte ich erwachen  
Aus einem langen, langen Schlaf.

Ich möcht' auf stolzen Adlerschwelgen  
Bleib'n über alle Länder welt,  
Und singen möcht' ich, singen, singen  
Von meiner Seele Seligkeit.

Doch wänd'le ich auf hohen Bahnen  
Und schwelg' ich in der höchsten Luft,  
Dann steht ein wehmuthvolles Ahnen  
Von künst'gem Leid durch meine Brust.

Paul Kummer.

Die Welt ist so weit.

Die Welt ist so weit und die Welt ist so schön,  
Im Frühling der Himmel so blau,  
So schmelzend die Lüfte, die mich umwehn,  
So prangend und blühend die Au.

Den Wanderslab nehme ich gerne zur Hand  
Und schnürte mein Bündel zur Stell'  
Und wandert' hinaus in das grünende Land,  
Ein fahrender, froher Gesell.

Wie folgt' ich der Vögel glücklichen Flug,  
Der Sonnenkinder, so gern,  
Und der weißen Wolken eilendem Zug  
Ueber Berg und Thal in die Fern'!

Ich spräch' mit den Blumen auf moosgem Grund,  
Erstige die ragenden Höhn,  
Ich küßte die Maid auf den rosen Mund: —  
O Welt, wie bist du doch so schön!

Paul Kummer.

Blumengruß.

Du hast zum Graße mir gefandt  
Des Frühlings jarte Kinder;  
Das soll bedeuten wohl, es set  
Vorüber nun der Winter.

Der Winter soll vorüber sein  
Mit seinem eisten Wehen,  
In unserm Herzen soll der Lenz  
In voller Pracht ersehen.

F. Touss.

Frühlingsfahrt.

Es schaukelt sanft der Klaffen  
Uns auf dem grünen Rheine,  
Die Rebenhügel lachen  
Im Frühlingssonnenheine.

Ein Vöglein potschert helle  
Dort auf dem Segelmaß,  
Es treibt auf schwanker Welle  
Ein weißer Blüthenast.

Kein Echo weckt die Berge,  
Still stuhend wogt der Rheine,  
Und trägt die Fahrt der Sere  
Die seichten Räder ein.

Doch wie von Deinen Lippen  
Ein frohes Lied erklingt,  
Sich über Strom und Klippen  
Dann fernem Ufer schwingt,

Da lausch' ich All und Kunde  
Und fühle frohbewegt  
Wie junge Frühlingsmüthe  
In meiner Brust sich regt.

Da lauchst es im Gemüthe,  
Da jubeln Herz und Sinn:  
Du bist in Dast und Blüthe  
Die Frühlingskönigin.

J. G. Oshab.

Auf dem Wajmannshof.

Erzählung von R. Pom. — Musikriet von W. Busch.

(Schluß.)

11.

Viele Monde waren vergangen. So ruhig und friedlich, wie sie am Wajmannshof vorübergezogen, verließen sie nicht in Torpaten, auf dem Erbgut, wo Dettleff nun Alleinherrscher geworden war. Seine Vestignahme des Gutes fiel just in das Jahr, in welchem es dem humanen Kaiser endlich gelungen war, in ganz Rußland die Leibeigenschaft aufzuheben. Der Verkauf aller Frohn- und Leibdienste füllte dem geldbedürftigen Dettleff allerdings die Sädel, und soweit zeigte er sich zufrieden mit der Sache. Als indessen an den petersburger Spieltischen der letzte Goldrubel davonrollte und Dettleff sich grimmig auf das Erbgut zurückzog, da behagte

sie dem despotischen Besitzer gar schlecht, diese Freiheit seiner Bauern, welche nun Geld verlangten für die Dienste die sie ihm leisteten, und seinen Drohungen und Klüchen mit gleichgiltigen, furchtlosem Aehselzucken begegneten. Die Bauern, so lange sie noch im Besitz des ihnen von der Regierung ausgezahlten baaren Geldes waren, machte das nie Befessene übermüthig, und wenn die Besseren unter ihnen auch sparten und arbeiteten, so waren die Weisten derselben doch zu sehr gewohnt an die stumpfe nichtssidende Abhängigkeit, als daß sie eben weiter als bis zum nächsten Tage dachten, und so lange die Regierungsthaler vorhielten, lebten sie in Sauss und Brauss, das heißt in immerwährendem Branntweindusel dahin.

Zu lange hatte der demoralisirende Einfluß Dettleffs

Wachtrauf verboten.  
Uebersetzungsbrecht vorbehalten.

auf die Landleute von Torpaten gewiekt, und der Genuß des Spiritus war der rohen, verkommenen Bevölkerung der Inbegriff aller jüdischen Freuden.

Als Dettleff von Petersburg nach Torpaten zurückkehrte, war der Freiheits- und Brantweinmangel seiner Bauern in vollster Blüthe, und Dettleff, welchen seine Verluste und Spielschulden noch gereizter machten, als er's ohnedies schon war, ärgerte sich über die bestehenden Verhältnisse bis zum Nasenducken.

Als ihm aber eines Tages sein Reitknecht, welchen er eines angenehmen kleinen Vergehens halber auf die brutalste Weise gezüglicht hatte, ihn während einer Fausst machte — ihm, dem Herrn und Gebieter, wagte zu drohen — da fannte Dettleff's Wuth keine Grenzen mehr. Seine augenblickliche Leidenschaft gab ihm Mienkraft und erschleuderte den Reitknecht mit einer solchen Gewalt die hohe Schloßstreppe hinunter, daß der arme Mensch für halbtodt vom Platze getragen wurde. Der Vater des jungen Barichen verhing eine Klage über Dettleff bei dem Reichsadelsmarschall, aber der Erb- und Grundherr von Torpaten war im Lügen gewandt und fannte auch Mittel und Wege genug, um sich aus der Affaire zu ziehen. Mit einer Geldbuße, welche er dem zum Strüppel Gefallenen auszahlen mußte, sprach man ihn frei. Die Rache des Vaters aber, welcher seinen einzigen Sohn auf dem Schmerzenslager sich krümmen sah, wurde nicht ausgelöscht durch die Geldbuße.

Als man eines Tages Dettleff mit einer Kugel in der Brust todt in der Nähe seines Hauses liegen fand, war es wohl den Wenigsten in der Umgegend ein Geheimniß, durch weissen Hand der Erbherr von Torpaten seinen Tod gefunden hatte.

Die Bäuerin im Wajmannshofe plagt sich noch, rührt sich und schafft noch wie ehedem.

Sie kann's kaum überwinden, daß der Fritz nun doch einmal's nicht auf dem Wajmannshofe wohnen wird. Aber der Vater hat's auch mit der Zuderfabrik zu sehr in's Großartige getrieben und nun ist der Fritz mit Leib und Seele ein „Industrieller“ geworden. Außerdem hat er vom Fritz-

jahr ab die Bewirthschaftung des Klostergrundes in Pacht genommen und Fabrik und Klosteracker arbeiten nun doch zusammen.

Frau von Torpaten reiste nach Lösung ihres Contractes zu ihren Eltern. Sie kränkelte längere Zeit, die ungewohnten Aufregungen, denen sie seit dem Tode ihres Lieblichen ausgelegt gewesen war, hatten ihre Nervenkraft schwer angegriffen, aber sie fand die sorgsamste, liebevollste Pflege. Der Anblick des häuslichen Glückes auf dem Wajmannshofe, des kleinen Sproßlings ihres Bruders Fritz mit seiner schwarzen schwarzen Amme, der stets rastlosen Mutter, die für den Kleinen förmlich aufging, schafften der Kränkelnden Ablenkung und endlich gesundete sie wieder; — endlich wurde sie mit ihrem geliebten Oscar für immer vereint. —

Und im Wajmannshofen Familienrath ist man denn schließlich übereingekommen, daß Mariannes ältester Bube ein in den Wajmannshof übernimmt. Am alten Familienhof bleibt aber der Name hängen und das ist ein großer Trost für die Bäuerin.

Es ist Feierabend, Knechte und Mägde haben ihr Abendbrot verzehrt und die fleißige Bäuerin hat endlich Ruhe.

Sie sitzt mit ihrem „Athen“ auf der Bank am Vorderthau.

Michel raucht beglücklich aus seiner langen Pfeife, sie hat die allzeit schaffenden Hände auch einmal aus-

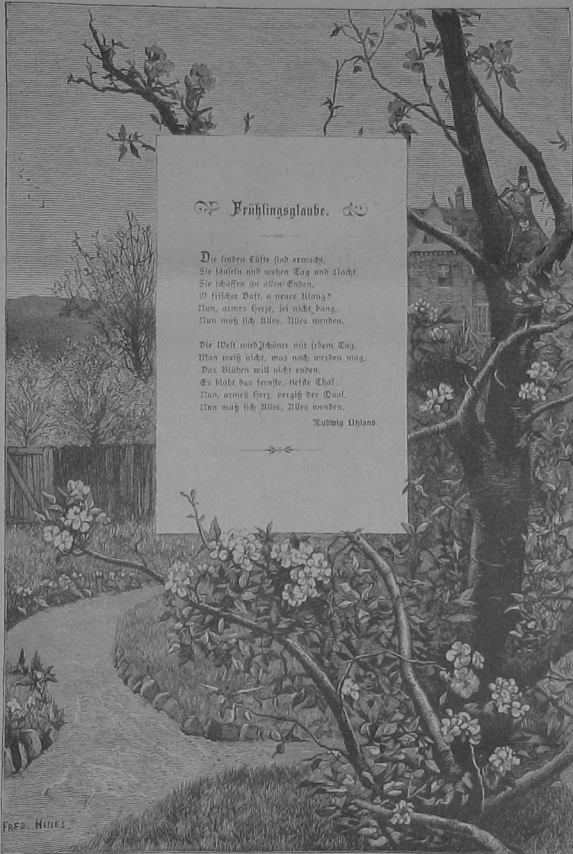
ruhend über der schwarzeidenen „Feiertagschürze“ gefaltet, neben ihr steht indessen doch das Körbchen mit dem Strickzeug bereit. Das hübsche alte Gesicht unter der Bauernhaube schaut befriedigt rings umher, während dabei ihr Ohr nichts von alledem verliert, was der Eheherr erzählt. — Michel ist noch ein stattlicher Mann. Unter dem sammetnen Haussäckchen sieht ein Kranz schneeweißer Haare hervor, aber die Augen sind noch so „gluh“, wie die Mägelbacher sagen, wenn sie mit großem Respekt von ihrem Dorfschulzen reden.

Es war ein schöner, stiller Sommerabend; die Thüren der altmodischen Häuser auf den Gassen sind alle geöffnet, die Leute sitzen vor den Hausthüren, sie grüßen freundlich herüber und hinüber. Am Brummen lassen die plaudernden Mädchen die Eimer überlaufen und die Dorfspieler Ringel-Loisenzug auf der Gasse. Ein verpödetes Tauben-



Frau von Torpaten wieder auf dem Wajmannshofe. (S. 488.)





Frühlingsglaube. 20

Die Linden Käthe sind erwacht,  
Sie lächeln und wehen Tag und Nacht,  
Sie schaffen an allen Enden,  
O frisches Duft, o neuer Klang?  
Nun, armes Herz, sei nicht bang,  
Nun mag sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,  
Man weiß nicht, was noch werden mag,  
Das Diablen will nicht enden,  
Es blüht das fernste, tiefste Thal,  
Nun, armes Herz, verzage der Qual,  
Nun mag sich Alles, Alles wenden.

Kudwig Uhland

FRED. HILDES

Frühlings-Blüthen\*.)

\*) Diese vorstehende Illustration, ein Stüben-Bild zu Kudwig Uhlands beherausvollem Gedicht „Frühlingsglaube“, entnahmen wir dem im Verlage von Georg Meißel u. Sohn in Leipzig erschienenen Prachtwerke „Am Wechsel der Tage. Mehrere Jahreszeiten im Schmaß von Kunst und Bildung.“ Herausgegeben von Dr. Ad. Heynert\*, welches durch seinen reichlichen Inhalt, durch seine ganz geschmackvolle Ausstattung sich dem besten anreicht, was in der Zeit neuerer Zeit erschienen ist.

pärchen sucht sich noch die letzten Krümchen unterm Thornweg und ganz aus der Ferne tönt das Posthorn.

Michel nimmt die Pfeife aus dem Munde und öffnet die Arme dem kleinen Enkel, der, eben mit dem Vater um die Ecke biegend, dem Großvater auf die Knie springt, die Mutter rückt zur Seite und macht für Fritz Platz zwischen sich und dem Vater.

Die Weiben sprechen von der Wirthschaft, Fritz hat über die Fabrik zu berichten, hat aber auch die Zettungen mitgebracht, und nun geh's an's Politisiren, denn das ist Michels Stedenpferd.

Die Großmutter muß dem kleinen Hans ein Märchen erzählen, aber sie ist noch nicht bis über: „Es war einmal ein König und eine Königin“ — gekommen — sie sieht, wie die spielenden Kinder zur Seite laufen; der Postmann rumpelt heran über das holprige Pflaster. Freilich, die Posthalterei ist nicht mehr im Waghmannshofe, Michel hat längst seinem Schwiegerjohn dieselbe übertragen, aber aus alter Gewohnheit schaut die Bäuerin doch jeden Abend nach der Post aus und verjämmt es nie, dem „Schwager“ ein „Grüß Gott“ zuzurufen.

Aber was ist denn das? — Schaut da nicht Nellys schwarzes grinsendes Gesicht aus dem Wagenfenster und nickt und winkt mit Augen und Händen und geberdet sich wie unsinnig, als sie den kleinen Hans gewahrt? Vor lauter Aufregung vergißt sie dem Postillon Salt zuzurufen, bis Fritz endlich das selbst bejorgt hat. Hans läuft mit großen Sprüngen seiner Wärterin entgegen, die über sechs Wochen von ihm fortgewesen ist und zu Tante Sophie gerüst war zur Pflege. Nun bleibt Hans aber in starrer Verwunderung wie angewurzelt stehen, denn seine Nellie holt eben aus dem Innern des Wagens ein kleines zweijähriges Menschenkind, das aus großen schwarzen Augen gar scheu sich umschaut und dann das Köpfchen in Nellys scharlachrothem Umhlagetuch birgt. Nellie richtet dertweil Grüße aus vom Herrn und der Frau Professor, und von dem kleinen sechs Wochen alten Wuben erzählt sie nun geradezu Wunderdinge. Man hat sie mit dem wilden Unbänd hier, der kleinen Sophie, vorangeschickt, weil die Mama noch ein wenig geschont werden soll. Und da hat sich denn endlich Oscar

entschlossen, seinen kleinen vergötterten Liebling, das Ebenbild seiner Sophie, mit der treuen, zuverlässigen Nellie zu den Großeltern zu schicken. Aber in acht Tagen hat der Arzt der Frau Professor erlaubt zu reisen, und die ganze Familie kommt dann mit Sack und Pack, um den Sommer im Klostergut zu verbringen.

Nun hat sich die Großmutter des kleinen, noch scheuen Mädchens bemächtigt und Hans steht daneben und tippt erst vorsichtig mit dem Finger auf das feidene Mäntelchen seines Bäschens. Dann wird er aber schon dreister und faßt nach ihren kleinen Händchen, und die beiden Kinder lachen sich ganz jelig an.

Dann läßt Großvater Waghmann die Kleine auf seinen Knien reiten: Hopp, hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp.

Hans klatscht in die Hände und die kleine Sophie jauchzt vor Lust, und schaut die in Bewunderung fast vergehenden Großeltern an mit den strahlenden dunklen Kinderaugen.

Die Bäuerin wipft sich verthölet ein paar helle Freudentränen von den Wangen. Michel schaut ganz verdußt auf seine „Mte“.

„Ich meine, ich sähe unserer Vieke kleines Kindergeßicht wieder vor mir, Vater!“

Der alte Mann nickte. — „Sagt Recht, Mutter!“ —

Die Postkutsche war längst weiter gerollt und das verpaßte Taubenpaar slog hoch zum heimatlichen Dachstiege des Waghmannshofes. Die Mädchen am Brunnen plauderten nicht mehr. Ein paar junge Burschen hatten sich zu ihnen gestellt, sie saßen zusammen am Brunnenrand unter der weitläufigen Linde und sangen ein Lied zusammen in den stillen schönen Sommerabend:

Die Luft zieht durch die Felser,  
Die Weiden rauschen nach,  
Es rauschen leis die Wälder  
Und sternklar ist die Nacht.

Und meine Seele spannte  
Weit ihre Flügel aus,  
Flog durch die stillen Lande  
Als säße sie nach Haus.

## Achtzehnhundertsiebzig.

Aus dem Tagebuche einer Pflegerin auf dem Kriegs-Schauplatze.

(Fortsetzung.)

Die Herren gingen in ein Hotel in der Stadt, um dort zu übernachten. Ich blieb in unserem Coups bei dem Gepäc und saß hier herrlich auf der letzten Bank. Dazwischen lauschte ich auf die Gespräche der Fremden in den anderen Coups. Sie erzählten sich ihre neuesten Kriegesabenteuer. Einige hatten zu Nancy im December geblieben. Es wären oft Damen gekommen, die aber nur die Franzosen besichtigten hätten. Der Eine erzählte, er hätte gefaselt, bis er davon erwacht, daß ihn Jemand gefreihelt und zu ihm gesagt hätte: „Avez-vous souff, mon brave Zouave?“ Er hätte aber geantwortet: „Ne, heren Se, wenn ich schlafe, habe ich keinen Durst, übrigens bin ich e Sachse und kein Zouave!“ Alle stimmten überein, daß es ganz dumm wäre, wenn man sie aufwecke, um ihnen zu essen oder zu trinken zu geben; sie behaupteten, in Nancy seien sie coohons allernands geschimpft worden. Ein paar Preußen erzählten ganz interessant vom Kriege in Schleswig-Holstein. Als wir im Morgenrauen eben abfahren wollten, brachte der Schaffner ein ganz junges Mädchen aus Belgiz zu uns und bat, daß wir uns ihrer annehmen möchten. Sie war, um ihrem Bruder im Schützenregiment 103 nahe zu sein, mit einem Marketen nach Frankreich gegangen, hatte die Schlacht vom 18. mitgemacht, die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht. Da hätte sie sich so gegraut, daß sie wieder nach Haus wollte. Ein Kind von 15 Jahren! Bei Saarbrück fuhren wir in den großen Tunnel ein, der von Louis Philipp erbaut und ein wahres Meisterstück ist. Uns vom Eingang geht der Marmeran in den Felsen hinein, über den Tunnel, den er im Anfang mehrmals durchbrochen, hinweg, und beim Ausgange ist er an der rechten Seite und höher als die Bahn, steigt auch fortwährend. Die Schiffe werden durch Schleusen gehoben. Wir

fuhren ganz langsam durch den Tunnel, der zwei Geleise hat, 20 Minuten lang, und die herrlichste Weidungslandschaft lag vor unseren Wälden. Wir passirten sechs Tunnel, die die Vögel durchschneiden, und jedesmal entzichte uns ein liebliches Wald. Herrlicher Wald, tiefe, grüne Thäler, von Flüsschen durchschnitten, und darüber die prächtigen dunklen, taunenbedeckten Berge, einige mit Ruinen, dann die Festung Pfalzburg, deren Commandant ich noch nicht erobert. In Süßburg lag ein Bataillon preussischer Landwehr als Belagerungscorps, die sich fürchtbar langweilten.

In Zabern mußten wir lange halten und sahen mehrere Büge mit Gefangenen durchpassiren. Alle Wagen waren mit grünen Zweigen geschmückt und auf den Borden und aus den Fenstern, aus denen fröhliche Soldatengichter lachten, erklang braufend die Nacht am Rhein. An einigen Wagen war mit Kreide angeschrieben: Eiligt nach Paris. Vom Wagnhofsgebäude aus sah man das Schloß des Cardinals de Rohan, benützt durch die Halsbandgeschichte der Königin Marie Antoinette. 1790 gestift, dann wieder aufgebaut, war es ein fastliches Jagdschloß, das Louis Napoleon öfters besuchte, wie mir ein Wagnhofsbeamter erzählte. Ich wäre brinab sitzen geblieben, weil ich zu den Wagen mit den Verwundeten gegangen war, erreichte aber noch glücklich mein Coups. In Brumath hielten wir wieder und hier wurden Gefangenen vertheilt, zum ersten Male auf unsern Fahrt. Ein altes Mütterchen rührte mich auf's Beste. Sie stand neben uns an einem Wagen mit deutschen Verwundeten, von denen Einige ausgefliegen waren, und ließ sie mit freuderschließendem Gesichte aus einem Krüge mit Milch trinken, den sie mit ihren zitternden Händen hinstellte. Die bitterste Armut sprach aus ihrem ärmlichen aber reinlichen Anzuge;



neben ihr stand eine jüngere Frau mit durchnähter Schürze und ganz zermalmten Händen, als wenn sie eben von Wäpflasse losgelaufen wäre, und mit eben so glückselig Gesicht wie die Alte. Wäpflächlich hatten sie sich ihr Verpeserbot abgedrückt, und die Verdauenden zu erschrecken. Stolz und unerschert ragte der herrliche Mäntel empor. Kleine, weiße runde Böschchen senkten sich, deutlich von dem klaren, blauen Himmel sich abhebend, bogenförmig auf die Stadt nieder. Es waren die Gemanen, mit denen die Stadt beschoffen wurde, die so hübsch und unschuldig aussehen. Die Bahn ging jetzt durch herrlichen Wald bis Wischweiler. Am Bahnhofe war ein großer freier Platz, von hohen kanadischen Bappeln umgeben, auf welchem eine sehr praktische Erfrischungsbahnlei eingerichtet war. In einer großen Bretterhütte, welche ich auf die freundliche Aufforderung eines Herrn besichtigte, wurde in sechs Kesseln Kaffee und in sechs anderen Bouillon gekocht und zwar ununterbrochen, um möglichst Alle zu befriedigen. Dazu bekam man sehr wohlsmekendes weißes Brot. Lebensmittel aller Art wurden zum Verkauf an unsere Wagen gebracht. Einer der typischen Soldaten sprach im Fieber schwermüthig davon, daß er erschossen werden solle, und hat uns Alle um Papier und Bleistift, um an seine Mutter einen Abschiedsbrief zu schreiben. Einer der Seiten hat einen auf dem Bahnhofe anrufenden bayerischen Offizier, daß er den Kranken in ein Lazareth aufnehmen lassen möchte. Bald erschienen auch zwei Krankenwärter, die ihn abholten. Die kleine Marketerdin fragte mich ganz entsetzt, ob es wirklich wahr wäre, daß alle Schwerverwundeten erschossen würden! Der Offizier erzählte uns, wie sehr sie beim Ausmarsche von der Hülfe gelitten und daß Mehrere im Wagon, vom Schlage getroffen, gestorben wären. Hinter Sulz sahen wir die Hopfenpflanzungen, in denen die bayerischen Jäger so tapfer gegen die Turcos gekämpft hatten. Auch den Waldberg mit seinem Schloßchen, um den so heiß gerungen worden, den Kampfplatz des ersten deutschen Sieges und die vielen Gräber auf den zerlumpten Feldern, sahen wir liegen. Wie fuhren dann wieder durch Wald, der mich sehr an die Heimath erinnerte: Kiefernbläume, Buchenbüsche und Heidelbeerkraut. Bislang erinnere ich mich sehr an Feulsdorf, die dortigen Häuser sind ganz wie bei uns, mit hohen Giebelwänden, die Gärten daneben, Blumen in den Fenstern, nicht so farb und nüchtern wie die löcherigen Dörfer. Auch die Menschen können ihre Abstammung nicht verleugnen.

Bei herabwandelndem Abend fuhren wir in den Bahnhof von Weichenburg an. Auch hier noch Spuren der heißen Schlacht. Mit großem Interesse sah ich, wenn auch nur flüchtig, die Orte, deren Namen unaussprechlich jedem deutschen Bergen eingegränzt sind, wo die Deutschen zuerst den Sieg an ihre Fahnen festsetten. Am Morgen darauf in Ludwigsbafen trennte ich Herr von S. von uns. Die kleine Marketerdin wurde einem Schöpfung empfohlen und nach Leipzig speidit. Ich fuhr mit Herrn von B. und Herrn W. nach Mannheim, wo wir uns kaum im Hotel etwas nach der langen Fahrt erfrischt hatten, da erhob sich ein erböser Jubel auf den Straßen. Die Siegesgedenke von Sedan war gekommen!

Kanonenschüsse, Glodengeläute, Hurrafschreien, der Gesang der Nacht am Rhein durchbrauten die Luft im begeisterten Siegesjubel. Im Augenblick wackten die Fahnen von Thürmen und Kalksen, Häusern und Hütten. Alle Straßen voll jubelnder Menschen. Es war ein herrlicher, unerwarteter Tag. Bis zur Heimath begleitete uns dieser Siegesjubel, selbst in der Nacht klangten die Feudenfeuer von dem Berge, und die erleuchteten Fenster der Städte, ja selbst der Dörfer glänzten nach und fern.

„O laßt die Gloden vom hohen Thurm  
Durch's Land hin brauen im Jubelthum,  
Des Flammenloches Gesandt sucht an,  
Der Herr hat Großes an uns gethan.  
Eure sei Gott in der Höhe!“

elbet.

Ich entließte mich meiner Mission in der Heimath so rasch als möglich und in kurzer Zeit befand ich mich, recht mehreren neuen Schwestern, frischen Muthes wieder auf der Fahrt nach Frankreich. Neben La Chapelle, La Moncau und Bagelles nahden wir unserm Bestimmungsorte, Douay bei Sedan. Alle vierzehn voll Gebräde, alle Häuser voll Verwundeter. Im hellen Mondlichte fuhren wir durch die Straßen von Bagelles, wo die braven Bayern so tapfer gekämpft, nicht nur gegen den übermächtigen Feind, sondern auch gegen die feigen Wörder, die aus den Häusern auf wehrlose Verwundete und Krankenfräger schossen, bis das ganze Dorf in Flammen stand. Schut und Trümmer bedekten die Straße, Todtenhülle rings umher, schwarze Schatten schienen im Mondlicht zwischen den eingestürzten Mauern lautlos hin und her zu hüpfen. Nur ein Theil des letzten Hauses war unversehrt und der Schrein eines Sämannchen leuchtete durch die trüblichen Scheiben.

Douay, ein freundlicher Ort, in dessen Hauptstraße lag die unvermeidlichen Mühlröden fehlten, war so überfüllt mit Verwundeten, daß die Topfde und Kubkränze auf dem Hinterboden des Bahnhofes und in den leeren Passagen untergebracht waren. Eine unserer Schwestern und ein Berliner Pfleger dort.

Mich sendete Frau Simon in ein kleines Landhaus, das mit Verwundeten belegt war. Zwei kleine Zimmer, welche die Tochter des Hauses bewohnt hatte, waren noch frei und würden für zwei obdachlose Kranke eingerichtet. Man sah noch die Spuren der eiligen Flüchtlinge. Die Bewohner waren nach Belieben geflohen. Am Fenster vorbereitete Blumenkörbe im Käfig ein todtes Hühnchen. Fortwährend posierten Gefangenentransporte die Straße. Alle Waffengattungen in buntem Gemisch, Cavallerie und Infanterie, Jäger und Turcos. Sie trugen Bündel und Säcke in den Händen, und man merkte ihnen keine große Niedergeschlagenheit an. Die Einwohner strängten bei ihrem Nahen auf die Straße, um sie mit Speise und Trank zu versehen.

Zuerst sorgte ich für die Reinigung der Verwundeten durch Frühläder, nach denen sie immer sehr verlangten, und wusch und lämpte sie. Das Mittagessen wurde aus der Feldküche gebracht. Ich hatte nur für das erste und zweite Frühstück, Nachmittags Kaffee und Abends Suppe zu kochen.

Außerdem half ich beim Verbinden und suchte den Armen nach Kräften zu helfen; ich schrieb Briefe für sie und suchte alle ihre Wünsche zu erfüllen. Die Küche war im Hofe, der Brunnen dicht daneben, und Holz war auch genug vorhanden. Das Geschirr war freilich eine wahre Mühselartete von irdenen Töpfen, eleganten Tassen und Krügen jeder Sorte.

Frau Simon hatte mir rothen Wein, Cacao, Fleischtract, Kaffee und Thee zugeschildt, ich konnte also eine Auswahl schöner Genüsse herstellen.

Der gehen oder hinten konnte, schleifte ich in den Garten, wo Kaffee und Clagaren noch besser schmekteten.

In die Gartenmauern waren Schießarten geschlagen und rotze Franzosenmützen und zerbrochene Tassen lagen noch da. Nachdem ich einige Tage so beschäftigt gewesen, sagte mir Frau Simon, daß sie mich und eine unserer Schwestern zur Pflege in der Parade bestimnt habe, die von bayerischen Noanieren im Garten des Gouverneurs von Sedan, des Generals Heurmann, erbaut worden war. Als wir den Garten betreten, waren wir ganz erlaucht über die Fülle der herrlichen, in voller Blüthe stehenden Holen von allen Farben und der mit verschönten Früchten beladenen Bäume, Pappel und Birnen von ein gestehener Größe.

Die Parade war an der Südseite des Gartens erbaut und ihre Rückwand war die mit Spallieren bedekte Mauer. Wein, Feigen und Pflirsche bildeten eine natürliche Tarnie. Die prachtvollsten Pflirsche, groß und purpurroth, weiße und dunstblaue Trauben und braune Feigen lagten aus dem bunten Grün der Blätter. Die Betten waren aus weißem Holz gemindert und hatten gerade die Höhe, um bequem verbinden zu können, so daß wir es nicht, wie bisher, am Boden knieend thun mußten. Die Betten standen mit dem Kopfende an der Rückwand, dann war ein Raum frei bis zur Vetterwand, worin die Fenster und Luftklappen waren, und daran standen innenwärtig wieder blühende, hochstämmige Rosen und mit Früchten beladene niedrige Obstbäume. Dazu schien drei goldene Sonnenschirme herein und durch die geöffneten Thüren und Fenster drang der Duft der unglücklichen Hosen und anderen Blumen. Es war ein Krankenzimmer, wie ich noch keines gesehen. In der Mitte war eine vier Ecken angebau, worin vier Stühle und Bänke aus dem Garten aufstellten; wer es vermochte, schleifte ich dahin und freute sich des Sonnenscheins. In der Mitte stand ein großer Tisch mit den Käpfen und Teinfectoren, eine Bank mit den Fäßchen zum Aufwaschen und Regale zum Aufbewahren der Verbandkästen und des Verbandzeuges. Rechts und links davon auf jeder Seite zwanzig Betten mit meistens sehr schwer Verwundeten. Wir hatten fast nur Todescandidaten, manche hatten schon bis acht Schüsse. Einem Franzosen war durch einen Schießball der Schädel gespalten, so daß aus der klaffenden Wunde das Gehirn hoch herausströmte, es bewegte sich bei jedem Athemzuge. Der Unglückliche war durch die Verletzung halbseitig gelähmt, Arm und Bein, auch die Zunge, er konnte zwar schlucken, aber nicht sprechen. Es war ein schöner, junger Mann, anscheinend den höheren Ständen angehörnd, denn er hatte weiße, wohlgepflegte Hände.

Früh im Früh kamen wir uns in der Parade ein und begannen unsere Tätigkeit mit der Toilette der Kranken und dem Ausheilen des Frühlüchtes, das aus Kaffee und Weißbrot bestand, dann kamen die Verlege zum Verbinden, wobei wir Bestand leisteten, die am schwersten Verwundeten wurden nach dem Verbinden umgehiebt. Dann bekamen sie das zweite Frühstück, Bouillon, Eier, Schinken, Gerostwurst. Zu Mittag Braten oder Fleisch mit Gemüse und Wein oder Bier, dann noch einmal Kaffee mit Weißbrot und Weins Suppe. Der Erste, welcher in der Parade starb, war ein amputierter preussischer Offizier, dessen Bruder bei St. Privat gefallen, er wurde von der unglücklichen Mutter und Schwester gepflegt. Es ist hergrobend, die namenlosen Leiden der Unglücklichen mit anzusehen, wie wenig kann man zur Bänderung thun und wie danfbar sind sie. Einem Feudwebel war das Auge ausgehossen und außerdem hatte er noch sechs Schußwunden von Metallkugeln, aber keine tödtlich. Er bat mich, seinen Braut zu schreiben, daß er noch seinen Augen zerföhret sei und ließ sich nur schwer überreden, daß ich es müde ausdrückte. Einen Anderen hatte ein kleiner Granatplitzer in der Nase des Ohres getroffen. Das ganze Gesicht war geschwellen und er war nicht im Stande, feste Nahrung zu sich zu nehmen, er wurde nur durch Eier, in Wein gerührt, ernährt, zuletzt bekam er heftiges Wundfieber, wobei er fortwährend nach

seiner Mutter teilt, die ihm helfen sollte, und starb nach drei schrecklichen Tagen demüthlos. Weil der Seelen fand sich der kleine Splitter im Gesicht, im oberen Hinterhaupt liegend, vor. Ein großer kräftiger Grenadier hatte zwei Schüsse durch die Brust, beide durch die Lunge, mit denen er nach eine Stunde nebst zum Verbandpflaster gegangen war. Er war voll Hoffnung, die einige Säfte alter Eltern und eine kräftlichen Schmecker und mußte doch nach vier Tagen elend sterben. Ein Jäger, den auch ein Granat splitter in's Auge getroffen, litt unsäglich Schmerzen, bis das Auge herausgenommen und der Splitter im Knochen der Augenhöhle gefunden wurde. Zwei Soldaten, ein Breuze und ein Bayer, waren neben einander gefallen, beide hatte einen Schuß, der das rechte Bein gerietmeterte: Beide waren-auf dem Verbandpflaster amputirt, in demselben Lazareth neben einander gelegt worden und hatten nur schentlich, daß wir sie auch hier nicht trennen möchten. Natürlich wurde ihr Wunsch gewährt und Beide wurden gesund. Ein Soldat, wurde im Jänner von 9 Militärkugeln getroffen und durch seine Wunden so unbeherrschbar war, daß er wie ein kleines Kind gepflegt werden mußte, genau so unser Alter Verwundung, ergriff ein anderer Soldat, der ebenfalls zwei Schüsse durch die Lunge hatte und an einer so furchtbaren Eiterkrank litt, daß er täglich zwei bis drei Mal umgezogen und umgehütet werden mußte.

Namentlich waren die Leiden, welche die Unglücklichen ohne Murren ertragen, dankbar für jede noch so kleine Umberma. Wir hatten ganze Küten voll Heiner, welche Hissen bekommen, welche für die Armen eine große Wohlthat waren. Wir legten sie unter die vom langen Liegen sämternden Stellen ihrer Glieder. Trotz aller Vorlicht hatten sich Viele auch noch aufgelesen! Ein Artillerist betam den Wundharkampf, obgleich er schon in der Genesung war. Seine Zähne waren so fest auf einander gepreßt, daß sie nicht zu öffnen waren und nur durch eine Zahnlücke konnte ihm flüssige Nahrung eingegeben werden. Der Unglückliche erlachte eines Tages, als ihm etwas davon in die Luftschhre geriet, es war soredlich mit anzuheilen!

Eines Tages wurden einige Verwundete zu uns gebracht, die bis jetzt in Dbiang in einem französischen Hospital gelegen hatten. Sie waren nie gewaschen worden, Gesicht und Hände waren mit einer braunen Schmutzkruste überzogen, die Haare zu einem Büß zusammen gewachsen. Getränt und Speise nur ihnen in die Hände, nie gereinigte Schüssel gefüllt worden. Ich schritt soredlich die Haare ab und wusch so lange, bis die ursprüngliche Farbe wieder erschien, die in einem französischen Landeskasse von dem Besizer und dessen Tochter auf Besse verpflegt worden waren. Diese kamen Jänner mehrmals, um ihre Pfinglinge zu besuchen, und brachten dann für Alle sehr gute Cigaretten mit.

Eine Zeitlang schien es mit unserm verunglückten Franzosen besser zu gehen, die heraussehende Gehirnmasse fing an sich abzustößen, aber es plötzlich in Mafereien verfiel und durch den Tod von seinen Leiden erlöst wurde!

Fast jeden Tag hatten wir einen Todten zu beklagen, die aber immer durch neue Ankömmlinge ersetzt wurden. Das herrliche warme

Better begünstigt und sehr, wer es irgend vermag ist im Garten und erouidt sich an der herrlichen Luft und dem Anblick der blühenden Blumen: Rosen und Heliotropen, Jascheln und Orangerie in Reihen, große Büsche blühender Weiden, üppige Platzpflanzen, Sträucher und Baumgruppen auf den jammetnen Hofplätzen. Jedem durften die Verwundeten nichts von den herrlichen Früchten genießen, die Kerze es streng verboten, da die Nacht fast um sich griff. Das Wasser war ganz verdorben, es sah gelblich aus und roch schlecht, man konnte es nur getrost, als Thee oder Kaffee genießen.

Sonntags hielt ein Feldprediger einen kurzen Gottesdienst ab. Wir breiteten ein weisses Tuch über einen kleinen runden Tisch und stellten ein Kreuz auf dem Hause des Generals darauf zunächst zwei Rosensträger in blauen Tragen. Dann setzten wir Bänke für die, welche bis dahin gehen konnten, in die Nähe des improvisirten Altars und die lebigen Laichen andächtig in ihren Betten liegend. Jeder hatte sein kleines Feldgläubchen.

Es wurden nach und nach die Transportfähigen und Genesenden nach Deutschland geschafft und auch aus unserer Parade gingen Mehrere glückselig ab. Die Todescandidate sind nun fast alle von ihnen Leiden erlöst und mit den Andern besser es sich.

Ein großer Artillerist, dessen geschwunden Einbengengelenk reseirt wurde und dessen Heilung nun rasch vorwärts schreitet, geht nun auch im Garten herum. Er löst sich nur von mir die Blechschine anlegen, und bittet immer, nur recht langsam! Freilich ist er so groß, daß ich auf die Bank setzen muß, wenn ich ihm den Mantel umbänge.

Wir haben sehr gute gebulbige Krankenwärter, welche die Nacht über in der Parade bleiben. Frau Simon will nicht, daß wir bei der antretenden Pflege auch Nachtwachen thun, sie sorgt stets für uns, wir haben gutes, kräftiges Essen, Bier und Wein. Es kommen sehr oft Transporte aus Deutschland mit Bäsche, wollenen Jacken, Strümpfen und Hemden und allerhand guten, kräftigen Nahrungsmitteln, so daß wir on nichts Mangel leiden.

Frau Simon hat den Einwohnern, welche Kühe besitzen, einen Schutzbrief für dieselben ausgefertigt unter der Bedingung, daß sie täglich einen Theil ihrer Milch für die Kranken abliefern. Die Soldaten nennen sie Mutter Simon und verehren sie so dankbar, wie sie es reichlich verdient. Jeden Abend kommen Mehrere, die gute Sänger sind, vor das Haus, wo sie wohnt und singen einige Lieder: „Ich weich nicht, was soll es bedeuten“, „Das treue deutsche Herz“ und „Die Nacht am Rhein“.

(Schluß folgt.)

## X Der Menschenaffe Gorilla.

(294 Illustration.)



Menschenaffen (Anthropomorphen oder Troglodytes) werden die schwarzen Schwammlaffen genannt, deren Haut sehr menschensähnlich, deren Leib mit orangenbraunen Beist ist, die mit 32 Zähnen und schmaler Schelbende zwischen den mehr nach vorn gerichteten Nasenöffnungen versehen sind; sie besitzen 13 Rippenpaare und ihre Vorderglieder reichen höchstens bis zu den Knöcheln hinab. Es werden durch gerechnet: der Schimpanse, der Tschego und der Gorilla. Außerdem gibt es noch rothe Menschenaffen mit sehr verlängerten Armen und 12 Rippenpaaren: Orang Utan, Gibbon, Siemang, Hulod und Lar, aber alle diese halten mit den erigenannten drei schwarzen Gattungen keinen Vergleich aus.

Von letzteren ist wieder der Gorilla (Troglodytes Gorilla) der größte und mächtigste, der in aufgerichteter Stellung bis 1,60 Meter erreichen kann, also noch in einer sitzenden Stellung, weil er nur kurze Beine hat, den sitzenden Menschen überragt. Die Arme des Gorilla reichen nur bis zum Knie, der Knump ist mächtig, die Schultern sind breit und kraftvoll und ist in jeder Beziehung ein imposanteres Thier, als alle anderen Affenarten.

So lange der Gorilla jung ist, hat er einen runden Kopf, ziemlich gewölbte Stirn, ausgesetzte Augenbrauenbogen, platte Nase, großes, sehr menschensähnliche kleine Ohren, gewölbte Brust, harte Oberlippe, dicken Bauch. Selbst in der Jugend hat der Gorilla am ganzen Körper, auch im Gesicht dunkelbraun, so daß er den Ausdruck eines „alten nachdenklichen Negers“ hat. Ein altes Männchen wird außerdem zu einem in vieler Beziehung grauerenregenden Thiere. Gesicht und Leiten des Schädels entwickeln sich in furchtbarer Weise. Carl Vogt beschreibt ihn in dem in Friedrich Bruckmanns Verlag,

München, erschienenen Werke „Die Säugethiere in Wort und Bild“ weiter in folgender Weise: Ein hoher Scheitelkamm, der dem Scheitel und Hinterhaupt des lebenden Thieres die Form einer gebogenen Dachziegel zeigt, zieht sich über den ganzen Schädel; von ihm gehen stark vorspringende Seitenkanten aus, die sich gegen das Ohr herabheben. Die Augenbrauenbogen werden enorm dick und mächtig, so daß die etwas kleinen Augen tief in ihren Höhlen liegen; die Kiefer treten mächtig vor und lassen beim geringsten Öffnen des Maales die gewaltigen, kegelförmigen Eckzähne sehen, die weit über die Kronen der übrigen Zähne hervorstagen. Die Schnauze ist nicht so rund und muskelförmig, wie bei dem Schimpanse, die Lippen, besonders die Unterlippe, nicht so ausdehnbar, wie bei diesem, dem sie die fehlenden Wadenknochen ersetzt. Der Nacken des alten Gorilla ist ein wahrer Stierendack, die Brust gewölbt, der Bauch, wenn auch nicht so bild wie bei dem Jungen, immerhin ansehnlich. Die Glieder sind gewaltig muskulös, Hände und Füße dem Menschen am ähnlichsten. Die Hand ist breit, die Finger sind etwa in der Proportion der menschlichen, der Zeige- und Mittelfinger sind bis zum ersten Gelenk durch Bandsaunt vereinigt, mit Ausnahme des Daumens, der schwach entwickelt ist, erscheint die Hand wie die breit ausgebreitete Hand eines Schmieds. Der Fuß ist breit, nicht so in der Mitt- eingezogen und gewölbt, wie der des weissen Mannes, sondern mehr dem Plattfuß des Negers ähnlich; die Zehen kurz, breit, wenn auch etwas länger als die menschlichen; der Daumen mächtig und bedeutender Entwurfung und Gegenleistung fähig. Hierin, wie in dem schmächtigen Daumen der Hand liegen die wesentlichen Unterschiede der Endglieder des Gorilla. Das Vorderbein ist nicht, die überall schwarzliche Haut mit schlichter orangenbrauner Befest, die einen schwarzen Wadenbart und mäßigen Schopf auf Scheitel und Nacken



bilden. Der Hals des Alten wird ruppig, braunschwarz, selbst mit grau gesprenkelt. Die gegen den Ellenbogen hin gerichtete Stellung der Haare des Vorderarms tritt deutlich hervor.

Am Ueberigen stimmen Vogts Angaben über die Lebensweise des Gorilla so ziemlich mit denen anderer Beobachter überein. Der Gorilla lebt einsam mit Weib und Kind in den dichtesten Waldungen der Westküste des tropischen Afrika nahe am Gabun, läuft gewöhnlich auf allen Vieren, erlettert leicht Bäume, auf welchen er sich mit Ästen und Blättern Niststätten baut, und nährt sich von Früchten, Blättern und einer besonderen in Büschen wachsenden Grasart. Das gewöhnliche Geschrei ist laulich, das Laubgeschrei gleicht dem Brüllen des Tigers.

Aus Du Chaillus Schilderungen sind über den Gorilla noch folgende Momente anzuführen: Der Gorilla lebt nicht nur in den dichtesten Waldungen Innerafrikas, sondern auch auf den mit großen Felshöhlen übersäten Ebenen. Es ist ein nomadisches Thier und hält sich selten 2 Tage hintereinander an ein und demselben Orte auf, dazu nöthigt ihn schon die Nahrung auf seinen Unterhalt, da er sehr viel, wenn auch nur Vegetabilien, gewisse Beeren, Blätter, Zuckerrohr und das Rast von einzelnen Bäumen frisst. Er schläft auf der Erde, meist unter Bäumen, welche nur von den Jungen zum Schutze vor wilden Thieren erliegen werden. Er lebt nicht in Herden zusammen; meistens ist ein Männchen in der Nähe des Weibchens, sie sind sehr feind und wissen dem Jäger sehr wohl anzukündigen, so daß Jäger verstreichen, ohne daß man einen erblickt, obgleich sie in nächster Nähe sind. Werden sie aber überrascht, so eilt das Weibchen wohl mit lautem Geschrei davon, der männliche Gorilla dagegen bleibt ruhig sitzen.

Langsam und mit wüthenden Geberden erhebt er sich, bildet mit schiefwinklig blickenden Augen den Gegner an, beginnt seine mächtige Brust mit den Armen zu schlagen, hebt den Kopf empor und stößt ein fürchterliches Gebrüll aus. Dies beginnt mit einem lauten Wollen, wie von einem wüthenden Hunde, worauf ein gedehntes, aus tiefer Kehle kommenden, rollendes Brüllen über eine Minute lang erfolgt, das wie dumpfer Donner klingt. Dann nähert er sich langsam; da seine Hinterbeine den gewaltigen Körper nicht recht zu stützen vermögen, so ist sein Gang mehr ein Watscheln, wobei er die langen Arme hin- und her-schwenkt und zugleich durch Aufziehen der Lippen die langen Fangzähne und die mächtigen Kinndrüsen zeigt.

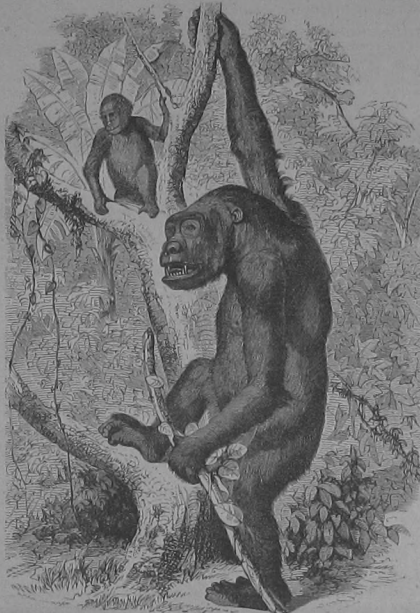
Ein erfahrener Jäger wartet ruhig, bis das Thier 14—18 Schritt herangekommen ist, erst dann feuert er, denn im Falle, daß er schilt, ist er unrettbar verloren. An Fortlaufen ist nicht zu denken: ein Schlag von jener gewaltigen Taue mit ihren Klauen — und der Leib ist aufgeschlitten, der Brustkasten zertrümmert, der Schädel zerbrochen. Die Wucht der muskulösen Arme des Gorilla ist fürchterlich und die Kraft seiner Bähne so gewaltig, daß er mit einem Biße eine Hinte, die er einem Nagel wegzerrissen, vollständig verbogen hatte. Gewöhnlich geht der Gorilla indessen auf allen Vieren, wobei durch die Länge der Arme Kopf und Brust bedeutend in die Höhe treten. Er fängt die Hinterbeine weit nach vorn, und da er stets stemt

und Bein derselben Seite zugleich bewegt, so entsteht dadurch ein eigenthümliches Watscheln; gleichwohl läuft er sehr rasch. Auf der Flucht springt das Thier gewöhnlich um den Hals und hält sich mit den Beinen fest.

Das Thier ist äußerst bössartig und scheint völlig unerbittlich zu sein; selbst bei solchen, die ganz jung gefangen worden, waren alle Versuche, sie mit Gewalt oder Güte zu zähmen, ganz erfolglos und in der Regel hatten sie nach kurzer Zeit. Ein Junges, das etwa 3 Jahre alt und nur 2½ Fuß groß war, konnte von 4 starken Männern kaum gehalten werden und biß selbst dann noch wüthend um sich und verwundete einen der Männer. Es legte eine solche Bosheit an den Tag, daß es in demselben Augenblicke, wo es die Hand nach der dargebotenen Speise ausstreckte und den Oberarm unverwandt ansetzte, mit der Spitze des Hinterbeins einen heftigen Schlag nach demselben auszuführen pflegte.

Das Fleisch des Gorilla ist dunkelfleisch und zäh und wird von den Negern gern gegessen. Nichtwohlgelungen sei den Gorilla nur selten, weil er nur mit Klauen geschossen werden kann und weil die Jagd mit großen Gefahren verbunden ist. Du Chaillus erzählt darüber einen Fall: „Uniere kleine Jagdgesellschaft hätte sich etwa eine Stunde entfernt, als Hambo (mein schwarzer Begleiter) und ich in nicht großer Entfernung von uns einen Schuß hörten und gleich darauf einen zweiten. Wir waren schon auf dem Wege dahin und hofften einen Gorilla getödtet zu finden, als der Wald von dem fürchterlichen Gebrüll zu erzittern begann. Volle Furcht eilten wir vorwärts, da lag der arme Purche, der allein gegangen war, in einer Blutlache auf der Erde; seine Eingeweide quollen aus dem aufgerissenen Bauche hervor. Neben ihm lag seine Hinte mit gebogenem Schaft und zerbrochenem Schaft, der deutlich die Spuren von den Bähnen des Gorilla trug. Nachdem wir den tödlich Verwundeten durch etwas Branntwein zu sich gebracht hatten, erzählte er, daß er sich plötzlich dem Gorilla gegenüber gesetzt habe, der so fort auf ihn losging; da es an einer sehr dunklen Stelle des Waldes war, habe er auf eine Entfernung von nur 24 Fuß feilschossen, das Thier nur leicht getroffen und es er wieder zu laden und anzulegen vermocht, sei er zu Gefahre geworden und mit einem Schläge verstimmt worden. Nachdem der Gorilla seine Wuth noch an der Hinte ausgelassen, sei er im Dunkel des Waldes verschwunden. Alle unsere Nachforschungen in der Gegend waren vergebens.“

Zu neuester Zeit befand sich ein junger lebender Gorilla im Aquarium zu Berlin. Das Thier war gegen die Witterung sehr empfindlich und pflegte sich, wenn es nicht froh, viel in wollebenen Decken verborgen zu halten. Es ist gegen Ende März in der Gefangenschaft bei dieser Gelegenheit noch eine Bemerkung über das unthätige Wendenwenden „Krao“, welches jetzt zur Schau in deutschen Städten unbegriffen und als „schwebendes Mittelstück“ zwischen Affen und Menschen bezeichnet wird, welches ist fallcher. Krao ist einfach die Mißgeburt, die wissenschaftlich in keiner Weise als Uebergangsglied von Affe zu Mensch gelten kann. Ein solches Glied hat bis jetzt nirgendwo niemals existirt.



Der Gorilla und sein Junges. (Seite 492.)

# Schlesische Chronik.

**Ein Jubiläum für Salzbrunn.** Am 30. April 1784 wurde in Jauer, aus welcher Stadt sich mancher bedeutende Mann hervorgegangen, der Weib. Hofrath Dr. N. Jemplin (Jimpel) geboren. Jemplin ist der Neudränger des Bades Salzbrunn. Vor seinem Austritte gab es dort keine förmliche Brunnenerhaltung und keinen Brunnenzug. Erst als Jemplin auf der Scene erschien, kam das Bad zu einem Aufste. Der endlich in der ganzen gebildeten Welt verbreitete. Schon in seinen frühesten Säuglingsjahren, 1807, lernte Jemplin durch die Besuche im Wohnhof des Salzbrunnens kennen und in ihm lernte die Idee, sich dem noch immer nicht gehobenen Schotte eint zu widmen. Er erwarb in Prag Medicin und erbat sich 1815 von dem Dominium Kaiserlich die Erlaubniß, in Salzbrunn als Arzt wirken zu dürfen. Es wurde 1816 eine geordnete Brunnenerhaltung eingestiftet, Jemplin zum Badarzt ernannt und vom Herber Frühl das „Auenhaus“, zu welchem der Oberbrunn gehörte, durch die Herrschaft angekauft.

Dr. Jemplin veranlaßte mehrere Wohnhäuser Ober-Salzbrunn, Wohnungen für Kurgäste einzurichten und gab 1817 eine Beschreibung des Bades heraus, welche dasselbe weit über Schlesiens Grenzen hinaus bekannt machte und unter den 88 Gassen dieses Jahres sechs Brandbräuer, Pommer, Breußen, Polen, Sächsen u. s. herbeizog. Der Pfälzerverband stieg auf 33,000.

Es wurde vom damaligen Befehl der „Pappelschenke“ ein Raum zur Anlage einer Promenade gemietet und diese sofort bespizt. Die Grundherrschaft begann den Bau eines Gesellschaftslokals, der aber, da Jemplin die Verhältnisse für daselbe als unvorteilhaft erkannte, wieder eingest. wurde. Festsitziger zeigten sich nun die Einwohner in der Einrichtung von Wohnungen.

Im folgenden Jahre betrug die Gästezahl 168, der Pfälzerverband 43,000. Von jetzt an interessirten sich berühmte Ärzte, wie Gurland, Heim, Bartz, Ruff, von Stoß, Horn, für Salzbrunn, die Pappelschenke wurde von Dr. Jemplin auf eigene Gefahr gekauft, die Promenade darauf erweitert, die Annenhöhe angelegt, der „Pappelschloß“ und dabei ein Haus ausschließlich für Kurgäste erbaut und in denselben eine Apotheke und Wollensanftalt eingerichtet. Die ehemalige Pappelschenke wurde ebenfalls für Kurgäste wohnlich gemacht und das „Wiesenhof“ genannt. Jetzt ging Alles rasch voran. Im Jahre 1819 erlaubten der Hof zur „Preussischen Krone“, das „Wiesenhof“, das „Seibrunnenbad“, der „Steigerhof“ und eine Kircheng. Wohnungen. Zahl der Kurgäste in demselben Jahre 302, des Pfälzerverbandes 56,000.

1820 erschienen die Prinzessin Louise von Preußen mit ihrem Gemahl dem Prinzen Radziwill und deren Kindern, was das Ansehen des Bades bedeutend hob. Die Zahl der Gäste betrug 412, der Verband 70,000. Selbst in dem sehr kassalen Sommer 1821 hatte man doch 454 Badgäste. Der Pfälzerverband wurde 4 Auenhäuser für eine besondere Promenade erlaubt, die Götzhof zur „goldenen Sonne“, das „Deutsche Haus“ mit einem Theater und der „Annenhof“ gebaut. 1823 waren schon 712 Kurgäste anwesend und es wurden 83,000 Pfälzchen des schlesischen Falters versehen.

Im Herbst 1823 kaufte Dr. Jemplin den Baumgarten des „Brunnenhofes“ zu Promenadenzwecken, das „Auenhaus“, „Zehringers Haus“ und der „Merzberger Hof“ erstanden. Auf der „Wilhelmshöhe“ wurde ein Belvedere errichtet. 1824 stieg die Gästezahl auf 825, 1825 auf 1004. Darunter befand sich der Fürstbischof von Breslau, von der da ab bis 1833 in jedem Jahre kam. 1826 stieg der Kurgäste 1058, Pfälzerverband 124,000.

Der Königsberger, Pommerische und Kurländische Hof wurden reuirt. Der noch jetzt lebende Professor der deutschen Sprache, Professor Radziw, kam und war für Salzbrunn mit seinem weitgehenden Einflusse gewannen. Die berühmtesten Ärzte, wie von Gumpert, Güttenlag, Krower, Wenzl, sandten ihre Frauen und Kinder. Im Jahre 1830 gab es 1181 Kurgäste und es wurden 111,000 Pfälzchen versehen. Inzwischen waren das „Watersburger Haus“ und der „Götzhof“ errichtet worden, im Sommer 1830 wurde die frühere beladete Brunnenerhaltung und zu Ehren der anwesenden Kronprinzessin von Preußen ihr der Name „Eisenhalle“ gegeben. Im folgenden Jahre erschien die krongründliche Familie wiederholt. Alle Anstalten hoben sich zusehends und die Frauenseligkeit sich in außerordentlicher Weise, so daß 1834 die Zahl der Familien 1121 mit 1698 Personen betrug. Die Zahl der Besuchenden belief sich in demselben Sommer überhaupt über 5000. Der Pfälzerverband betrug 133,115.

Zu der Person des Dr. Kirchner wurde ein zweiter Brunnensatz angelegt, aber Jemplin blieb nach wie vor die Seele des Ganzen. Im Herbst 1832 hatte Westerer einen großen Bauernhof („Ziegenhof“) zur Erweiterung der Wollensanftalt angekauft, 1836 wurde die Eisenhalle verlängert und mit der Halle des Oberbrunn verbunden. Ebenso wurde ein neues Theater erbaut. Es blieb die Brunnensanftalt Ober-Salzbrunn unter der glücklichen Leitung Jemplins in steter, fort und fort steigender Entwicklung. „Wenandt und beharlich“ war der Wohlstand dieses lebhaften, feingebildeten kleinen Ortes mit dem berühmten Wunde und den eleganten Kavalieren, der sein Schicksal genau kannte und mit einer schwärmerischen Liebe an ihm hing und für

dasselbe wirkte. Sein lebenswüthiges Auftreten und tactvolles Entgegenkommen in den ersten Jahren, seine ungemeine Discretion als Arzt, welche stets Vertrauen erweckte, fiel stets munterer Blut für das Nützliche und Gesellschafliche machten und hoben Salzbrunn auf zu einer Zeit, wo es noch eine Schwierigkeit war, Kurgäste von fern her nach dem im Allgemeinen noch so unwirthlichen Kurorte heranzuziehen.

Weiter und weiter dehnte sich die Kreis, aus denen Kurgäste kamen, um den Salzbrunn Heilbrunn zu schließen: aus allen Theilen Deutschlands, aus Rußland und Polen, aus Italien, England, Frankreich, Amerika, und die gefüllten Kutschen gingen nach allen Theilen Europas, nach Westindien und Amerika, sogar nach China. Selten hat ein ernstes Streben so glänzende Anerkennung gefunden, als dasjenige, Salzbrunn in Flor zu bringen. Nur ein einziger Badort, nämlich Marienbad, war ihm darin an die Seite zu setzen, aber das letztere hatte den größeren Reichtum an Quellen und Mitteln und den Vorteil der Lage im Herzen Deutschlands voraus. Salzbrunn hatte in den 8 Jahren von 1830—1838 11,000 Kurgäste und einen Verband von mehr als 1 Million Gästen.

Als der Geheim Rath Graf Dr. Jemplin, mit äußeren Ehren überhäuft, endlich wegen eines schweren Augenleidens genöthigt war, seine Stellung als erster Brunnensarzt niederzulegen, da konnte er auf ein großes, durch die Bereitwilligkeit der Grundherrschaft und Badedirection gelungenes Werk zurücksehen.

**Schluß-Urkunde der Stadt Münsterberg** und Handwerks-Brüder über eine aus der katholischen Pfarrkirche entnommene Glocke zur Bezeichnung von Kriegs-Contribution vom Juni 1649. Wir Bürgermeister, Rathmann, Schöppen, Geschworene, Rathsmeister und ganze Bürger der Stadt Münsterberg. Urkunden durch befohlenen hiemit, demnach durch die so lange in die 30 Jahre her kontinuierlich Kriegesnoth zu voraus durch die vor zwei Jahren aufgelanden montecaulische total ruin und noch bis zur diese Stunde stettig währende Krieges epinationes, executiones und contributiones, und in solche Armuth gerathen, daß nunmehr unangehen wir allen unsern vortritt, in Kisten und Kisten, Bende und Tische (wie Menialliche wißend ist) nachher Noth“) gefehret und uns zu saluiren verkaufft, in äcker und Gärten, endlich verpangener wochen, da weiter wir kein mittel neig zu retten, erkennen können, die Bitteler verfehlet, und nunmehr keine vorgorge zu schaffen dienelt, dieses Regiment länger zu führen, und hiezu ehyert erarmte Bürgerdorft, bey so großer unvorträglichen Geltenlagen zu conseruiren. Als seind wir genöthigt worden (wieder unsern willen) sich zu erkennen, und samol die Geislich Obrigkeit, Ihr Hochwürden und gnaden Herren Weysbischof, als auch Ihre Hochwürden und gnaden Herren official und die weltliche Obrigkeit, nemlich das Hochgerichte Kauf, Unsers dißfalls unterthänig anzuflehen, onsen bedrogeten zustand zu unsehbar und geforamlid zu bitten, damit diese erarmte und total ruinirte Bürgerdorft, bey Jahren zerrissenen Müthen noch möchten erhalten, und mit von hier erst, da man dich lieben, elden friebens erwartend ist, dörffen verjagt werden, hiemit die bey unserem Kirchspiell angehende zerbrochene Glocke, weil Sie nicht gefordret, weder itziger Zeit zuguericht werden kan, dem Nital. Herrn George Wraffen von Dpferkorf, welcher mit zuthunng mehrer matery, darauß eine Glocke giesen und selbige zu oberlopan in ein Kirchen ad pium usum, nemlichs damit ein Heiden zu geben zum teglichen Gebet für die Sterbende aufrichten lassen wort, zu verifiziren, und mit dem dauon gelietten edel, uns zu retten vermagtlich würde, auf daß wir die Nothliche Einquartierung, so Sich auf 1600 li. beaufft und Theils die auf sich kommende reducirungserbe, wie auch hannauchliche verpflung guttmachen, auch hiesige kirche an fenstern und Dach erhalten werden könnte, anzuwenden; hingegen wir Bürgermeister, Rathmann, Schöppen, Geschworene, Rathsmeister, und ganze gemeine der Stadt Münsterberg alle in gefamts, mit ausdrücklicher bezeugung aller redsten Privilegien, beneficium, und immer möglichen erdenrdlicher Exceptionen, welche sich einiger erdenrdlichen weisse zutheilen und dagegen zutustaten löblich möchten, nicht oberst, als wehren alle dieselbe hier in specie, maßen in specie man hier die Exceptione de non in rem civitatis usque mebet, und denen renuociret, ausgefetzt in der feyerlichlich und befehliglichen form als es immer gehen sol und könne bester maßen, mit gutten verstande, freuwillich, wißentlich, gerne, und zu oberuertem unferm und der Stadt Augenscheinlich großen anliegen und wuppe, alle und jeder; Glocken zuzugan und verpferchen, von uns, unserer Erben vnde Erbennehmer als ehrlidie, wahrhafftsige hiederleutte, wollen auch bezeugen alle, alle mit der Stadt und unserm gnaden vermögen, sohr und legenden, zum freitgütigen vermagt dieser obligacion und verpferchen der kirchen leisten, so baldt geht der Abmactliche uns, und diese erarmte Stadt durch seinen gültigen Erben (wie ob Gott wol zuhelfen) widerum kräfte und mittel verfehlet, daß wir an Stadt bisher zerbrochene Glocke eine neue, ganz gute und untadelhafte Glocke eben so hobes gewichts, als die hiezu ist nemlich von Dreu und Weisig 1/2 Centner nicht allein, mit diesem unferen giesen lassen und wiedergeben, sondern auch mit Dantte in diesen orte und stede,

\*) Bestung Welfe im jetzigen Regierungsbezirk Breslau.



da diefe fertige zerbrochene Glöde hängt oder ist, verſchaffen aufſchaffen und zu vollſtändig Braude der Kirchen, mit der Stadt und ohne einige der Kirchen uncolten, und guthun, welche ſonſt doch die Kirche würde ſuchen müſſen, aufrichten wollen.

Zu mehrer beglaubigung und feſterhaltung dieſen, haben wir ſolche obligation und verſicherung mit aufgedruckt der Stadt und berei obhanden Hauptgeſcheh Inziegen beauftragt. Deſen nun ſollen und werden 3 gleichlautende und gleichaltliche originalia aufgefertiget, eines jeden in die Hochfürſtl. Biſchofl. Conzile zur Nech, das Andere Titl I. Herren Vice Stadtpfaun und das dritte dieſigen Herren Kirchpatern als mit weſen und dem Herren Vice Parthern die Handlung auf willigung der hohen Weill. Obrigkeit geſchehen ſit eingebeniget werden, Wann dieſe einkündigung ſolcher originalien erfolget, ſo wirdt die gemelte zerbrochene Glöden, auch aufzubringen ſein, ohne einig fernere Scheiden von der Stadt, fondern ſollen die eingebenigten obligationis originalia die geſchehene beſchloſſene auflöſung gedachter zerbrochene Glöden, genugsam beweizen.

Alles ganz treulich und fondre geſchreide.

Möſterberg, den 28. Juny 1649.

(L. S.) Bürgermeiſter und Rathmann zu Möſterbergk. (L. S.) Reichſchauer Jandt Werds Meißter. (L. S.) Bedragedemeiſter und Bede. (L. S.) Schulmader Rehmeiſter und Bede. (Witzheitl. von G. Vogt in Brieborn.)

### Urtelley Küchliches.

**Hebelbeerwein.** Ueber dieſes durch Verabrahung von gereinigtem Hebelbeerwein Getränk fällt Geheimrath von Reitenſort folgendes Urtheil: „Dieſer Wein wirft in Folge ſeines Tanningehaltes abführend- und kühlend, vermindert die Ueberdrehung der Schleimhäute und beunſtigt in günſtiger Weiſe die Vollblütigkeit und Schwellung des tractus inſterorum. In Folge ſeines Alkoholgehaltes hat er zugleich eine erregende Wirkung und kann deſhalb Anwendung finden bei Gastris acuta der Kinder, Cholera infantum, bei manchen Formen der Gaſtralgie (Gastralgie), bei acutum und chroniſchem Darmſtarr der Erwachsenen und der Kinder, bei manchen Anſteckungskrankheiten (zymotic diseases), inbeſondere bei typhus abdominalis (typhoid) und Dysenterie, gegen die häufigen blutigen Durchfälle, den Leibschmerz und Stuhlwaung (Tenosmus) der letzten genannten Krankheit. Ferner iſt der Hebelbeerwein ein gutes magenstärkendes Mittel und wird daher auch in der Fieberperiode, ſowie bei ſaturnaliſchen und auch ſachſenſigen Zuſtänden (malaria cachectica, Strahlen- und Nachſitz) mit gutem Erfolge Anwendung finden. Der Hebelbeerwein wird in derſelben Weiſe gegeben wie rother Bordeaux. Er wird in der Regel ſehr gut, meiſt beſſer und länger ertragen, als andere Nektarweine.“

**Anricht für Inſubide Gewebe.** Man nimmt 500 Gr. reinen (bleifreien) Weinſtein und kocht deſſenbe zu einer zähen Maſſe, ſetzt dieſe 500 Gr. Terpenſin hinzu, erhit nochmals kurze Zeit und ſigt hierauf 1500 Gr. gewöhnlichen Weinſtein, der mit Weingeiſt trockend gemacht wurde, ſel. Endlich kocht man das ganze Gemenge eine Viertelſtunde. Dieſer Sirnig muß heiß aufgetragen werden.

**Mittel gegen Aſthen.** Gegen dieſen in Kellern und Gewölben oft maſſenhaft vorhandene Ungeſieher ſchikt J. V. Kreuze in Harlem in der „Wiener Illuſtrirten Garten-Zeitung“ vor, Kröten in die betreffenden Räumlichkeiten zu ſetzen und dieſen die Verſorgung zu überlaſſen. In Holland wird dieſes Verfahren mit großem Erfolge namentlich von älteren erfahrenen Gärtnern angewendet. Die Kröten vergehen in kurzer Zeit alle erreichbaren Aſthen, und, wenn man die Kröten ferner ungeſieher walden und ſchalten läßt, kann man ſicher ſein, daß ſich dieſe Aſten unmerklich aus ihrem Schlafſtaube hervorbringen wird.

**Wichtiges rauchreifes Lichtlicht.** Ein mattes Licht, wie es z. B. bei Kranken und in Kinderbetten nöthigſtens, kann man ohne Weiteres durch eine Kerze erlangen. Man braucht nur ſo viel fein gepulvertes Kohlenpulz um den Docht herum zu legen, daß es bis an den ſchwarzen Theil des Dochtes reicht. Das Licht brennt nur mit ſchwacher, gleichmäßiger Flamme und ſo langſam ab, daß ein kleines Stück für die ganze Nacht hinreicht.

### Literariſche Neuigkeiten.

Ein Werk par eigener Art, der Beachtung aller Dezer würdig, welche — für das Trinken Intereſſe haben oder ſich über das Thema der geiſtigen Getränke zweckmäßig ſowie unterhaltend belehren wollen, ſind „Bilder aus dem Reiche der geiſtigen Getränke. Von N. Raab, Poſt-Director in Wultrau. Commissions-Verlag von R. Kehler in Weizh.“ Mit außerordentlicher Verſehenheit und Sammelfleiß hat der humorbegabte Autor Alles zu Tage gebracht, was Trinken und Getränke ſpirituſen Inbalt betrifft. Wein, Bier, Branntwein, Obſt- bezügliche Werke hat er als Quellen benutzt, vom Iriſchen Gedicht und Textliche bis zur Chemie und Phyſiologie der Nahrungsmittel, vom „Weinbuch“ bis zur Toilettchemie und vom ſchweren philoſophiſchen Polanzen bis zur leichtbeſchwingten Zeitſchrift. Ein Aſſistenten ſind zu nennen: Das Weſen der geiſtigen Getränke. Zur Geſchichte des

Weines. Betrachtungen über verſchiedene Weinorten. Die Toilette des Weines. Obſtwein und Conforten. Der Wein in der Dichtung, ſowie im Waude und Brauch des Volkes. Der Stammbaum des Bieres, ſeine Geſchurt und Erziehung. Ein Bier-Betean und der Schaulpſatz ſeiner Thaten. Ueber den Durſt. Branntwein mit allen Uthlenen. Die Qualität des Feingeiſtes, Defalt, und zum Schlag: Der Benedictiner. Die können allen guten Geſellen das Buch zu ſieckem Leſen empfehlen.

### Schleiſiſcher Geſchichts-Kalender.

- Den 26. April 1245. Herzog Boleslav zu Liegnitz zündet im Kriege gegen ſeinen Bruder Herzog Heinrich III. von Breslau die Stadt Neumarkt an.
- 1428. Die Huſſiten in Gannau und Lüben. In Gannau Weißen nur 14 Witwe am Leben, die ſich auf den Kirchthurm geſchloſſet und die Treppe abgebrochen hatten.
- 1653. Die evangeliſchen Pfarrer des Fürſtenthums Rünigberg müſſen zu Franckenſtein erſcheinen und werden doſelbſt ihre Kirchen und Venner entſetzt.
- 1698. Die evangeliſche Begräbnißkirche zu Reichenſtein weggenommen.
- 1742. Feſtung Olaz erliegt ſich durch Capitulation an die Preußen.
- Den 27. April 1559. Wegnahme der evangeliſchen Stadtſarkirche zu Sagan.
- 1581. Stadt Gannau brennt ganz ab bis auf das Schloß, durch Nordbrandner angezündet.
- 1741. Die Preußen belagern Brieg, welches unter Commandant Nicolomini ſich behauptet.
- Den 28. April 1624. Stadt Gannau brennt ab.
- 1632. Köben wird von den Kaiſerlichen ausgeplündert.
- 1646. Stifts-Fundation Herzog Og, Rudolphs zu St. Johann in Liegnitz.
- 1683. † Dan. Caſpar v. Lothenſtein, Stadt-Syndicus zu Breslau, Kaiſerl. Rath, Dichter, Medner u. Volkshilfforſer.
- 1776. Großer Brand zu Liegnitz, 54 Vorder- u. 12 Hinterhäuser.
- 1813. † zu Bunzlau der ruffiſche Feldmarſchall Fürſt Kutuſow von Wolontſchew-Smolenskoi.
- Den 29. April 1640. Bombardement zu Lüben, Kaiſerl. General Oſp.
- 1671. Kaiſer Leopold ſchenkt den Jeſuiten die Königl. Burg zu Breslau.
- 1816. Das Königl. katholiſche Gymnaſium zu Kleinſig eingeweiht.
- Den 30. April 1643. Das Magdalenaſpital zu Breslau, 1266 geſtiftet, wird zu einem Gymnaſium erhoben.
- 1792. Großer Tumult der Juniaſſenſchaft in Breslau.
- 1819. Brand zu Löwen. 52 Häuser wurden ein Raub der Flammen.
- 1820. Aufhebung der Königl. Regierung zu Reichenbach.
- Den 1. Mai 1715. Herzog Boleslav der Junge von Liegnitz beruft an die Stelle der Benedictiner die Miſſionsſter aus dem Kloſter Floria in Thüringen nach Kloſter Leubus.
- 1226. Stiftungs-Urkunde der Dominikanerkirche St. Adalbert in Breslau.
- 1461. Die Weiße Falkenſtein bei Greiffenberg, von Herzog Heinrich barbatos 1207 erbaut und ſo benannt von dem erſten Burggrafen Falkenſtein, wird auf Befehl des Königs Matthias von Böhmen geſtürzt.
- 1488. Herzog Johann II. von Sagan läßt die Vorſtädte Glogau abbrechen.
- 1527. Ferdinand I. kommt nach Breslau zur Huldwigung.
- 1689. Grundſteinlegung des Kloſters der Franciscaner zu Ratibor.
- 1745. Grundbruch der Deſerretreide in Hirſberg.
- 1804. Großer Brand zu Reichenſtein.
- Den 2. Mai 1215. Die Bürger zu Liegnitz erlaſſen von Herzog Boleslav III. den sogenannten Bruch.
- 1453. Johann Capitan, der Bernhardenernord, läßt zu Breslau 16 Jüden verbrennen.
- 1714. Grundlegung der Jeſuitenkirche zu Liegnitz.
- 1739. Feuersbrunn in Bunzlau durch Verwahrloſung, 300 Häuser nebt ſeit allen öffentlichen Gebäuden abgebrannt.

### Alte Leute Betreffend.

**Freienwalde.** Kreis Sagan. Der hier lebende Veteran Carl Sitte iſt am 22. März 1787 geboren, alſo jetzt 97 Jahre alt. Leider befindet er ſich in einem ſehr ſchwächlichen Zustande.

### Urtelley Weiteres

**Weinſchickel Weide.** Vor Kurzem fand in Paris hinter dem Induſtrie-Palaſt Nadais ein ſonderbarer Bettlauer zuſammen mit großen Herren Katt. Ein Bicomte und ein Baron ſagen, jeder mit einem ſtarken Mann von demſelben Geſicht als den Schultern, eine beſtimmte Miſſung im Laufſchritt zurück. Der zuerſt am Vorſten an-

